1828.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
mehren Gelehrten,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

23. Bändchen.

[10. Bd.]

Mit einem Kupfer.

I. Theil. 1. Bändchen von Siebenbürgen ꝛc.

AD BIBLIOTH. LANDSH. FRANCISC.
AD BIBLIOTH. CONV. FRANC. LANDISH.

Nürnberg.
Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.
1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/98/223

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten Reisen
durch
Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, Bessarabien, Bulgarien, Servien, Bosnien und Romanien.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
mehren Gelehrten,
und herausgegeben
von

Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

I. Theil. 1. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.
1828.

Literatur der Reisen durch Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, Bulgarien und Romanien.

Die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges zwischen den Russen und Türken gibt Veranlassung, einige Reisen durch diese Länder im gedrängten Auszuge mitzutheilen. Mit Uebergehung jener älteren Reisen, welche bei anderen Literatur-Uebersichten dieser Gegend entweder schon erwähnt wurden, oder noch vorkommen sollen, kann ich mich hier auf die letzten 150 Jahre beschränken. Die ältesten Reisenden beherzigten das in vielfacher Form erschienene Büchlein eines Ungarn oder Wallachen von den Sitten der Türken, welches Luther 1530. 8. zu Wittenberg, und erst voriges Jahr Panse durch die Baumgärtner'sche Buchhandlung zu Leipzig herausgab. Unter den neu-

ren Reisen empfahl sich jene des Engländers Heinr. Austel über Ragusa, Konstantinopel, Moldau, Polen 2c. London 1586. Rühmlich stand zur Seite M. Broniov's, G. Reichersdorf's und G. Werner's Beschreibung der Tartarei, Moldau, Siebenbürgens und Ungarns, welche in lateinischer Sprache zu Köln 1595. Fol. mit Landkarten vertheilt wurde. — Der Bericht des Engländers H. Blount über Dalmatien, Sclavonien, Thrazien 2c. wurde nach zwei Ausgaben zu London 1634 und 1637. 4., verteutscht zu Helmstädt 1678. 4. ausgegeben. — Noch glücklicher war sein Landsmann Edward Brown, dessen Reise vom J. 1669 durch Ungarn, Servien, Bulgarien, Mazedonien, Thessalien 2c. mit Kupfern zu London 1673. 4., und 1685. Fol., in das Französische übersetzt zu Paris 1674 und 1684. 4., in das Holländische zu Amsterdam 1682. 4., und in das Teutsche zu Nürnberg 1686 und 1711. 4. heraus kam. — An diese Werke reihet sich J. Franz Abhandlung von den Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, in lateinischer Sprache zu Wittenberg 1690. 4. — Phil. Avril bemühte sich 1685—91, einen neuen Weg nach China zu entdecken, und machte auf seiner Rückkehr durch die Moldau besondere Beobachtungen. Seine Reise erschien mit Kupfern zu Paris 1692. 4. und 1663. 12., wurde von L. Fr. Vischer zu Hamburg 1705. 8. in teutscher Sprache mit Anmerkungen versehen, und

später noch von Rohr in dessen physikalischer Bibliothek gewürdigt. —

Die Göttinger Anzeigen vom J. 1771 sprachen sich über Kantemir's gleichzeitige Beschreibung der Moldau aus, welche zu Frankfurt mit einer Karte erschienen war. Dieselben, die allgemeine teutsche, und Beckman's Bibliothek erwähnten 1774 der Briefe Ign. v. Born's über mineralogische Gegenstände auf einer Reise durch den Temeswarer Bannat, Siebenbürgen 2c., welche von J. J. Ferber zu Dresden 1774. 8., in das Englische übersetzt von R. E. Raspe zu London 1777, 8., und in das Französische von M. Monnet zu Paris 1780. 8, heraus kamen. — Alex. Nedeczky erstattete einen lateinischen Bericht zu Wien 1774. 8. über eine mit sehr vielen Knochen und großen Stalactiten gefüllte Höle in den Gebirgen an der Siebenbürgischen Grenze 10 Meilen von Großwardein, wovon auch Beckmann im VI. Bande seiner Bibliothek Erwähnung machte. — In dessen IX und X. Bande, wie im 36 der allgemeinen teutschen Bibliothek und in den Göttingischen Anzeigen von 1778, wurden die 3 Theile von Fr. W. Taube's Beschreibung des Königreichs Sclavonien und des Herzogthums Syrmien, Wien 1777—78. 8. gewürdigt. — Bemerkenswerth ist Carra's Geschichte der Moldau und Wallachei, welche zu Paris 1778. 12. erschien. — Das von Joh. Boscowich zu Lausanne 1772. 12,

herausgegebene Tagebuch seiner Reise im J. 1762 von Konstantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Polen ist zu Altenburg und Göttingen so vortheilhaft beurtheilt worden, daß es noch 1779 verteutscht zu Leipzig erschien, worüber Beckmann im II. Theile seiner Bibliothek sich aussprach. — Die Beschreibung Siebenbürgens durch Joh. Benkoe, welche zu Wien 1778. 8. in 2 Bänden heraus kam, wurde im 38. Bande der allgemeinen teutschen Bibliothek beurtheilt, wie im 51: J. Fr. Sulzer's Geschichte der Wallachei, Moldau und Bessarabiens, Wien 1781—82. 8., mit Kupfern in 3 Theilen, und im 69: Lehmann's Reise von Presburg nach Hermannstadt. Leipzig 1785. 8., deren wichtige Bemerkungen über den Temeswarer Bannat, über die dasigen Wallachen und die Sachsen in Siebenbürgen auch durch die neue allgemeine Literatur-Zeitung, Jena 1785. 4. N. 234. gerühmt wurden. — Bauer's französische Memoiren der Wallachei, mit einem Atlas über den letzten Krieg zwischen Rußland und der Türkei, Frankfurt 1778. 8., fanden ihre Beurtheiler im 38. Bande der allgemeinen teutschen Bibliothek, und in den Göttingischen Anzeigen von 1779. — Das 1788 erschienene Kriegs-Theater der Wallachei trug nicht das Gepräge der Unpartheilichkeit an sich. — In neueren Zeiten verbreiteten sich J. Jackson, v. Batthiani,

v. Hofmansegg, Teleki v. Szek, Gottschling, v. Bethlen, Neale, Hacqueth, Struve, v. Reimer, Kleemann, Craven, Kosmeli, Mikoscha, Raicevich, Karaczay, und andere über diese Länder.

I. Dr. M. Luther wider den Türken 1528. Eine Einleitung vom Herausgeber*).

Zueignung an den Landgrafen Philipp von Hessen.

Auf wiederholte Aufforderung meiner Freunde sehe ich mich endlich verbunden, wider den Türken zu schreiben. Denn manche ungeschickte Prediger prägen dem gemeinen Volke den Wahn ein, man dürfe nicht wider den Türken Krieg führen; andere sind gar so albern, zu lehren, keinem Christen gezieme, das weltliche Schwert zu führen, oder zu regieren. Unser

*) Dazu gehört auch: De ritu et moribus Turcorum cum praef. Lutheri. Nbg. Fr. Peypus 1530. 8.

teutsches Volk ist so wild und wüst, ja halb Teufel und halb Mensch, daß etliche die Herrschaft der Türken für die Zukunft begehren. Diese Irrthümer, wie der Aufruhr und alles Böse in der ganzen Welt, wurden mir und meinem Evangelium zugeschrieben, obschon diese Unwahrheit Jedermann bekannt ist. Damit die Unschuldigen nicht ferner durch solche Lästerer hintergangen werden, und Argwohn aus meiner Lehre schöpfen, als dürfe man nicht wider die Türken streiten, so habe ich dieses Büchlein dem Schutze eines berühmten Fürsten empfohlen.

Mein Büchlein von weltlicher Obrigkeit wurde mißverstanden, weil bis auf meine Zeit der Papst und die Geistlichen über alles erhaben, wie ein Gott in der Welt war, und die weltliche Obrigkeit im Finstern niedergebeugt und unbekannt war. Ich wurde ein Schmeichler der Fürsten gescholten, weil ich dem von weltlichen Angelegenheiten getrennten Papste untersagte, daß er wider den Türken Krieg führen dürfte. Doch dessen ernstlicher Wille war nie, den Türken zu bekriegen, sondern unter diesem Titel viel Geld für Ablässe aus Teutschland zu beziehen. So wenig ein Fürst seine Pflicht erfüllt, wenn er zugleich das Amt des Bischofs an sich zieht; eben so wenig steht diesem zu, auch das Amt des Fürsten zu übernehmen. Deßwegen sind alle bisherigen Feldzüge gegen die Türken mißlungen.

Da es gewiß ist, daß der Türke keine Veranlas-

sung zum Streite und Einfalle in fremde Länder hat, so ist sein Krieg nur Frevel und Räuberei, durch welche Gott die Welt straft, wie sonst manchmal fromme Leute durch böse Buben. Denn er streitet nicht aus Noth, oder um sein Land im Frieden zu erhalten, wie jeder ordentlichen Obrigkeit zusteht, sondern er sucht andere ihm unschädliche Leute zu berauben und zu beschädigen, wie ein See- oder Straßen-Räuber. Er ist außer allem Zweifel die Ruthe Gottes, und der Diener des Teufels. Er soll bekämpft werden von einem Haufen frommer Christen unter K: Karl V. Die Pfarrer und Prediger sollen ihr Volk zum Gebete und zur Buße thätigst ermahnen, indem wir durch unsere unzähligen Sünden Gottes Ungnade so verdient haben, daß er uns dem Teufel Türken in die Hände liefert. Zur tieferen Wirksamkeit solcher Predigten muß man die Schriftsprüche von der Sündfluth, von Sodom und Gomorra, von den Kindern Israel, und anderen harten Strafen Gottes anbringen, und andeuten, daß wir wegen größerer Sünden noch härter gestraft zu werden verdienen. Zugleich muß man erwähnen, daß Gott durch wahre Reue und Besserung der Sünder besänftigt werde; man muß sich auf die Schriftsprüche über Ninive, David, Achab, Manasse, Petrus, den Schecher und Zöllner 2c., und auf die Kraft des Gebetes nach dem Muster von Elias, Jakob, Jesaias, David, Salomon, Assa, Josaphat, Josia, Ezechiel 2c. berufen.

Zu solchem Gebete wider den Türken soll uns bewegen die große Noth, indem er nicht allein die Menschen und Länder durch das Schwert verdirbt, sondern auch den christlichen Glauben auszurotten sucht, indem er weder denselben öffentlich auszuüben, noch gegen den Mahomed zu predigen erlaubt. Es war sehr gefehlt, daß unsere höhere Geistliche sich nicht bemühten, das geistliche und weltliche Wesen der Türken genau kennen zu lernen; indem sie doch auch Stifte und Klöster haben. Des Mahomed's Alcoran ist ein schändliches Buch: denn er läugnet darin, daß Christus Gottes Sohn und rechter Gott ist, und hält ihn nur für einen Propheten, wie Jeremias oder Jonas. Er lobt sich selbst, und rühmt sich, daß er mit Gott und den Engeln geredet habe, und ihm befohlen sei, die Welt für seinen Glauben zu gewinnen, oder durch das Schwert zu ringen. Daher halten die Türken ihn viel höher als Christus, dessen Amt ein Ende genommen habe.

Daraus erhellt, daß Mahomed ein Zerstörer des Reiches Christi ist, wie die Juden, welche lehren, daß man herrschen, das Schwert führen, und in der Welt oben schweben soll. Der türkische Glaube ist aus jüdischem, christlichem und heidnischem zusammen gesetzt. Von den Juden ist das Verbot des Weines, die wiederholten Fasten jedes Jahres, das öftere Baden, und das Essen auf der Erde nach der Nazarener Sitte. Von den Christen ist die Lehre über Christus,

Maria, die Apostel und anderen Heiligen, die Hoffnung des ewigen Lebens am jüngsten Tage, und der Glaube an die Auferstehung entlehnt. Mahomed empfiehlt den Gebrauch des Schwertes; sind auch andere Reiche durch Gewalt oder Unrecht aufgekommen, so ist doch keines durch Mord und Raub so mächtig geworden, als jenes des Türken. Christus sprach bei Johannes, der Teufel sei ein Lügner und Mörder. Durch die Lüge tödtet er die Seele, durch den Mord den Leib; beide Uebel sind gewöhnlich vereinigt. Die Arianer und Donatisten sind von der Wahrheit gewichen, dem Lügen-Geiste unterthänig, und in dessen Dienste Lügner und Mörder geworden.

Der Koran achtet auch den Ehestand nicht, sondern gestattet so viele Weiber zu nehmen, als man will. Mancher Türke hat 10, 20—100 Weiber, die er verläßt und verkauft nach Belieben, wie das Vieh. Da also Lüge, Mord und Vielweiberei in der Türkei gesetzlich ist, so kann die christliche Wahrheit daselbst nicht bestehen. Man sagt zwar, die Türken seien unter einander treu, freundlich, wahrheitsliebend, und übten noch manche andere Tugend. Allein auch der schlechteste Mensch hat zuweilen etwas Gutes an sich; manches Freiweib ist gutmüthiger, als 10 rechtmäßige Weiber auch der Teufel sucht als schöner Engel durch einige Werke des Lichtes zu täuschen. Alle Mörder und Räuber sind unter sich treuer und freundlicher, als ihre benachbarte Christen.

Wenn die Türken in die Schlacht vorrücken, so ist ihr Feldgeschrei: Alla, d. i. Gott; allein mit solcher Stimme ehren sie nur den Teufel, der sie ermuthigt, ihre Hand und Schwert, ihr Roß und Mann führt. Er duldet keine Bilder, nicht einmal auf Münzen, welche nur mit Buchstaben versehen sind. Er rottet alle untergeordnete Obrigkeit aus, kennt nicht Fürsten, Grafen, Herren, Adel und Lehenleute, sondern ist allein Herr über alles in seinem Lande. Er glaubt durch Werke heilig und selig zu seyn, hält für keine Sünde, Christus vernichten, Obrigkeit und Ehe verwüsten.

Außer dem Haufen der Christen soll noch K. Karl V., oder wer Kaiser ist, gegen den Türken kämpfen, weil dieser sein Reich und seine Unterthanen angreift, welche er zu vertheidigen verbunden ist. Wer den Türken in des Kaisers Namen bekriegt, der ist versichert, daß er der göttlichen Ordnung gehorsam ist, indem der Kaiser unser rechter Herr und Oberhaupt ist. Stirbt er im Gehorsame, so stirbt er im guten Stande: hat er vorher gebüßet, und glaubt an Christus, so wird er selig. Gegen den Kaiser aber soll man nur gehorsam seyn, damit er seine Pflicht erfülle, die Unterthanen zu beschützen. Der Kaiser soll den Türken nicht bekriegen wegen des Ruhmes, wegen der zu erobernden Länder, aus Zorn oder Rachgierde. Denn diese Rücksichten wären persönlich und eigennützig; man soll den Kaiser nicht reitzen, wider

den Türken, wie es bisher von vielen Päpsten geschehen ist. Denn der Kaiser ist nicht das Haupt der Christenheit, noch der oberste Beschützer des Evangeliums, bestimmt zur Ausrottung des türkischen Glaubens. Des Kaisers Schwert gehört nicht für den Glauben, sondern nur für weltliche Angelegenheiten. Es ist nicht Recht, daß erst ein römischer Gesandter die Stände des Reiches wider den Türken unter dem Vorwande reitzen soll, daß der Feind des christlichen Glaubens der ganzen Christenheit großen Schaden zufüge. Wollte der Gesandte seine Pflicht bloß erfüllen, so müßte er die Stände bloß an Gottes Gebot erinnern, und sagen: wollt ihr Kaiser und Fürsten seyn, so erfüllt als solche eure Pflicht, oder der Türke wird es euch lehren durch Gottes Ungnade. Allein euch Ständen ist die Erfüllung der Pflicht nur Scherz und Schimpf, wie eine Mummerei für die Fastnacht. Ihr laßt eher eure Unterthanen vom Türken plagen, wegführen, schänden, plündern, erwürgen und verkaufen. Glaubt ihr nicht, daß Gott von euch alle eure Unterthanen zurück fordern wird, die ihr so schändlich verlassen habt, während ihr getanzt, gepraßt und gespielt habt? Würdet ihr ernstlich glauben, von Gott zum Kaiser und Fürsten eingesetzt zu seyn, so würdet ihr nicht große Gastmäler halten, um den Rang streiten, und unnütze Pracht ausüben, sondern berathen, wie ihr eurem Amte und Gottes Gebote genüget, und euer Gewissen von dem Blute und Jammer eurer

Unterthanen reinigt, welchen der Türke ihnen veranlaßt. Kann Gott oder ein gottseliger Mensch anders von euch denken, als daß ihr euren Unterthanen feind seid, oder selbst mit dem Türken einen heimlichen Bund habt, oder euch wenigstens nicht für Kaiser oder Fürsten, sondern für leere Puppen haltet, mit welchen die Kinder spielen? Statt daß ihr pflichtwidrig berathet, ob man Fleisch in der Fasten essen, oder die Nonnen Männer nehmen dürfen; handelt ihr lieber für den Teufel. Ihr seid als Schutzherren über das arme Deutschland gesetzt, und werdet an euren Unterthanen Mörder, Verächter und Bluthunde, und laßt — ja werft sie sogar in den Rachen der Türken, zum Lohne, daß sie Leib und Geld, Ehre und Blut für euch opfern.

Hätte der Kaiser längstens pflichtmäßige Anträge gemacht, so hätten die Fürsten gefolgt, und der Türke wäre nicht mächtig geworden. Die Fürsten sprachen wohl von des Kaisers Panier, hielten es aber nur für ein seidenes Tuch, und waren in der That ungehorsam. Möchte ich mit meiner Ermahnung, und die Herren mit ihrem Panier nur nicht zu spät kommen; möchte uns nicht das Schicksal der Kinder Israels begegnen, welche zuerst nicht gegen die Amoriter streiten wollten, als Gott es ihnen geboten hatte. Doch soll Niemand verzweifeln; Buße und Recht thun, findet allezeit Gnade. Wenn aber der Kaiser und die Fürsten ihre Pflicht zur Beschützung ihrer Unterthanen

erkennen, so sollen sie auch nicht mit Vermessenheit oder Troz sich auf ihre Macht stüzen. Es ist nicht genug zu wissen, was Gott befohlen hat, sondern man muß auch in Furcht und Demuth die erkannte Pflicht erfüllen. Wenn nur der Kaiser und dessen Befehlshaber von der Pflicht durchdrungen sind, dann liegt nicht daran, ob der Haufe auch gut ist, obschon es besser wäre, alle rechtschaffen zu wissen.

In Teutschland sind leider! viele, welche die türkische Herrschaft mehr wünschen, als jene des Kaisers und der Fürsten. Mit solchen würde freilich ein harter Kampf gegen die Türken seyn; diesen sollte man die ihnen drohende Gefahr, und die Größe ihrer Sünde vorstellen. Vorerst daß sie ihrer Obrigkeit, welcher sie geschworen haben, meineidig geworden sind. Denn wer sich freiwillig von seinem Herrn abwendet, und zum Türken begibt, dessen Inneres wird ihn stets mit dem Vorwurfe der Treulosigkeit quälen, in welcher er sich seinem rechtmäßigen Herrn entzogen hat. Soll die Sünde vergeben werden, so muß das entwendete Gut zurück gegeben werden: allein wer unter den Türken ist, kann zu seinem vorigen Herrn nicht willkührlich zurück kehren, und ihm die Treue wieder leisten. Vielmehr hat er sich durch seine Verbinduug mit den Türken auch der Feindseligkeit gegen den christlichen Glauben, der Lüge und der Zerstörung des häuslichen Friedens und Glückes durch die Vielweiberei eben so schuldig gemacht, als dieselben, wenn

er auch nicht an Allem wirklichen Theil genommen hat. Es ist schon traurig genug, durch Zwang in ihre Gemeinschaft zu kommen; es wäre besser, das Leben im Kampfe für seine rechtmäßige Obrigkeit zu opfern. Denn wer sich unter die Türken freiwillig oder mit Gewalt begibt, hat auch seine Lage nicht verbessert; vielmehr ist jede Hoffnung eitel. Denn er wird willkührlich von einem Lande in das andere versetzt, oder gar verkauft, und als Abtrünniger mit Mißtrauen behandelt. Diese Verhältnisse sollen die Pfarrer und Prediger ihren Genossen an das Herz legen; sind diese dafür nicht empfänglich, so mögen sie zum Teufel fahren, wie Paulus die Griechen — Petrus die Juden auch fahren ließ. Ja ich wollte, daß so gesinnte Teutsche gar nicht unter des Kaisers Panier, sondern schon bei dem Türken wären; sie würden im Kampfe desto eher geschlagen, und dem Türken schädlicher werden. Denn gegen solche, welche so öffentlich und gewiß von Gott und der Welt verdammt sind, ist leicht streiten. Es gibt zwar manchen Wüstling oder verzweifelten Bösewicht: wer aber Vernunft hat, wird dieser Ermahnung Gehör geben, im Gehorsame seiner wahren Obrigkeit bleiben, und aus solchen Kräften für diese streiten, daß er eher sich von den Türken erwürgen, als seine Seele in die Hölle zum Teufel fahren läßt.

Zwar erkennt der Türke die 4 Evangelien für göttlich, glaubt auch an Moses und die Propheten.

und rühmt sogar Christus und dessen Mutter Maria. Aber er glaubt, daß sein Mahomed über Christus, und dieser kein Gott sei; das Evangelium habe längst ausgedient, und sei vorzüglich darin schwer zu halten, daß man Gott aus ganzem Herzen lieben, und wegen seiner Alles verlassen soll. Deßwegen habe Gott ein leichteres neues Gesetz gegeben; der Mangel der unnöthigen Wunder werde durch das Schwert ersetzt, wie durch den päpstlichen Bann.

Was der Kaiser für die Seinigen wider die Türken thun kann, das soll er leisten aus Pflicht und Gottes Gebote. Er soll bedenken, wie grausam der Türke mit den Gefangenen verfährt; er läßt sie wie das Vieh schleifen, schleppen, treiben, und wer nicht fortwandern kann, wird erstochen, er mag alt oder jung seyn — eine Erfahrung, welche sich bis auf die neueste Zeit bestätigt hat. Deßwegen sollten alle Fürsten jeder Privat-Rücksicht entsagen, und mit Eintracht den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen. Sie sollten ihn nicht für so gering halten, daß sie nur mit 20—30,000 Mann ihm entgegen kämen. Will man ihn nicht mit Nachdruck bekämpfen, so ist besser, den Streit gar nicht zu beginnen, und ihm bald ohne Blutvergießung das Land einzuräumen, welches er doch gewinnen würde. Denn wider den Türken-Krieg führen, ist etwas ganz anders, als gegen einen anderen Monarchen. Er hat Volk genug, welches täglich gerüstet ist; er kann schnell 3—400,000 aufstellen;

er kann also mehre große Schlachten nach einander liefern. Mit geringer Macht gegen einen mächtigeren König in das Feld ziehen, heißt Gott versuchen. Statt daß unsere Fürsten zu Speier sich über das Fleisch- und Fische-Essen berathen, sollten sie sich gemeinschaftlich zum Kriege wider den Türken rüsten.

Ihr untreuen Häupter eurer armen Unterthanen! Welcher Teufel heißt euch so heftig mit den unbefohlnen geistlichen Sachen umgehen, welche Gott und das Gewissen betreffen, und dafür die dringendsten Angelegenheiten eurer Unterthanen vernachlässigen? Ihr hindert dadurch alle jene, welche es herzlich gut meinen, und gerne mitwirkten. Euer Gesang zur Messe vom h. Geiste wird Gott nicht erhören: denn ihr seid ungehorsam und widerspenstig, indem ihr das vernachlässiget, was er euch befohlen, und das treibt, was er euch verboten hat. Ja der böse Geist möchte euch erhören! Ich will mein Gewisseu verwahren: ich weiß wohl, daß ich durch mein Buch wider den Türken, wenn es ihm bekannt wird, diesen nicht für mich gewinne. Aber ich wollte meinen Teutschen die Wahrheit anzeigen, und viele Dankbare und Undankbare berathen. Hilft es nicht, so mag Gott helfen, vom Himmel zum jüngsten Gerichte herab kommen, und den Türken mit allen Tyrannen und Gottlosen erschlagen.

II. Georg von Reichersdorff Beschreibung von Siebenbürgen. Aus dem Lateinischen frei bearbeitet von Michael Fiedler *).

Siebenbürgen, das alte Dazien, eine zu den Zeiten der Römischen Kaiser berühmte Provinz gegen Ost gelegen, wurde unter Nerva Trajan von seinem Könige Dezebal auf das hartnäckigste vertheidigt. In diesem Feldzuge ließ Trajan

*) Transsylvaniae, ac Moldaviae aliarumque vicinarum regionum succincta descriptio Georgii à Reichersdorf, Transilvani, cum tabulis geographicis tam Moldaviae, quam Transylvaniae. Editio nova. Coloniae Agrippinae 1595. Fol. Der edle Verfasser war geh. Staats-Sekretär des römischen Königs Ferdinand I. wurde 1550 zu dem Woywoden von Moldau er-

eine steinerne Brücke über die Donau schlagen, ein bewunderungswürdiges Werk. Bei dieser standen 20 aus Quaderstein erbaute Thore, deren Höhe, den Grund abgerechnet, 150, und deren Breite 60 Schuhe betrug; sie waren 180 Schritte von einander entfernt, und durch Schwibbogen verbunden.

Hadrian, der Nachfolger Traians, einen Einfall der Bewohner dieser Provinz befürchtend, ließ diese Gebäude, welche über das Wasser hervorragten, schleifen. Dezebal entleibte sich nach der Einnahme seiner Residenz-Stadt, und Siebenbürgen wurde in eine römische Provinz verwandelt. Die Residenz-Stadt Dezebal's hieß Zarmis, jetzt Weissenburg.

An Siebenbürgen gränzt gegen Nord die Provinz Moldau; auf der andern Seite liegt gegen Ost die Wallachei, welche auch Trans-Alpina (die jenseits der Alpen liegende) genannt, und durch die sehr hohen Alpen (Berge) getrennt wird.

Die Einwohner der Provinz werden in 3 Nationen getheilt, welche sich durch Gebräuche, Sitten und Gesetze wenig von einander unterscheiden, und das Land, von einander getrennt, bewohnen. Es sind

---

nannt, in welcher Eigenschaft er das Land sogleich bereiste, und das Resultat seiner Beobachtungen und offiziellen Erkundigungen noch im nämlichen Jahre zu Wien in 4 erscheinen ließ.

(Jaeck.)

nämlich: Sachsen, Siculer (Seckler) und Ungarn. Die Wallachen, einige öde Besitzungen und Villen bewohnend, sind ein sehr rohes Volk, leben von der Viehzucht und vom Raube. Ihre Kleider aus grober Ziegenwolle verfertigen sie sich selbst, und gehorchen gar keinem Gesetze.

Die Sachsen, aus Deutschland eingewandert, treiben Ackerbau, und bedienen sich der sächsischen Sprache. Die sächsische Sprache nähert sich mehr dem gemeinen Kölner Dialeckte, als andern Sprachen. Die Siebenbürger haben, wie alle übrigen Bewohner Europa's, eine eigne Mundart.

Siculien, ein Winkel Daziens, an die Moldau gränzend, wird von den Siculern, angeblichen Abkömmlingen der Scythen bewohnt; sie haben eigene Gesetze und Sitten, und vertheilen ihre Aemter durch das Loos. Sie halten jeden für adelich sei er Landmann oder Ziegenhirt. Dieser rauhe und wilde Menschenstamm, zum Kriege geboren unterscheidet sich hinsichtlich der Sitten, Sprache und Kleidung wenig von den Ungarn.

Siculien wird in 7 Gespannschaften oder Stühle getheilt, deren Namen Sepsi, Orbai, Kysdi, Czyk, Girgio, Markus Zeeck, und Arannyas Zeeck in Ungarischer Sprache heissen.

Die Stadt Czyk, an der Nordseite links von Kysdi, liegt an dem Fuße der Karpathen; an sie gränzt gegen West Gyrgio, gleichfalls an den

Karpathen gelegen, das Land ist gebirgig und rauh; an der außersten Nordseite Siebenbürgens. An die Gespannschaft Gyrgis gränzt gegen Mittag in dem Innern Siebenbürgen's, Markus Zeeck am Fluße Marosch, dessen sehr geräumige Hauptstadt Zeckelwassarhel, die Sachsen Neumarck nennen, in ihr werden häufig Versammlungen der Ciculer gehalten.

Die Ungarn und Edlen dieser Provinz, überall mit den Sachsen vermischt, kommen hinsichtlich der Sprache, Kleidung und Waffen den Ciculern gleich, und werden von keinem an Tapferkeit übertroffen.

Diese 3 Nationen vereint können bei 90,000 Mann und noch mehr in das Feld stellen. So oft sie sich mit den Feinden in ein Treffen einließen, waren sie immer Sieger.

Die Wallachen wohnen zerstreut, und ohne einem bestimmten Sitz in diesem Lande. Die Sachsen haben wohl befestigte Städte. Das Land bringt Gold und Silber, Wein und Getraid hervor, und hat Ueberfluß an Weiden, Viehe, Quellen und Flüssen, so zwar, daß unsere Ahnen Siebenbirgen die Schatzkammer des ungarischen Reichs nannten.

Die Wallachei in den untern Gränzen Siebenbürgen's breitet sich längs der Donau bis an den Pontus aus, und berührt gegen Nord die Roxaner, heut zu Tage Ruthener genannt.

Die Wallachen scheinen aus Italien gekommen zu seyn, und von den benachbarten Sarmaten

ihren Namen erhalten zu haben. Ihre Provinz soll Flakkia von den Römischen Bürger Flakkus, welcher eine Kolonie zum Schutze Mösien's gegen die Einfälle der Dazier hinführte, genannt worden seyn. Nach der allgemeinen Annahme sollen die heutigen Wallachen aus Mösien abstammen. Nach der Darstellung des Charackters und der Sitten der Bewohner wollen wir nun der Ordnung gemäß zur geographischen Beschreibung des Landes selbst übergehen.

Von Großwardein kommt man bei dem ersten Eintritte in Siebenbürgen über den Fluß Crusus, welcher es mit Unter-Panonien verbindet, zu dem Dorfe Feketetho, d. i. der schwarze Sumpf, welches rings von Bergen und Felsen umgeben die Wallachen bewohnen. Es liegt in einer wilden, unfruchtbaren Gegend, man sieht keine Ebene, keine Saaten, sondern große Bäume in weiter Entfernung von einander. Der Fluß Crysus hat in jeder Jahres-Zeit die ausgesuchtesten Fische, z. B. Gründel, Meer-Aschen, Fornen, 2c. Bei einer Ueberschwemmung ist er so reissend, daß er einen schwer beladenen Wagen umwirft.

Die Stadt Großwardein, auf einer Ebene gelegen, ist sehr groß und ohne Mauern. Hier residirt der Bruder Georg der Schatzmeister des Königreichs Siebenbürgen, der Bischof der Stadt, in einem schönen und wohlbefestigtem Schloße, in welchem der König Ladislaus von Ungarn ein prächtiges Be-

gräbniß aus Marmor hat. Die Ungarn sind hier mit den Sachsen vermischt, und treiben Handel mit türkischen und andern eingeführten Waaren.

Von Feketetho sind geraden Wegs bis zur Stadt Thelegd 2 Meilen; bis Rief 3. Hier entspringt der Fluß Crysus; geht im sanften Laufe durch die Mitte der Stadt Reeff bis Sebeswar, wo er endigt. Von da sind bis Coloswar 5 Meilen, nnd bis zu der gegen Süd gelegenen Stadt Thorda führen über einen hohen und felsigten Berg 2000 Schritte. Die Stadt ist ohne Mauern, und zeichnet sich durch Größe, Reichthum und Handel aus. Die Einwohner erwerben sich durch Viehzucht und Ackerbau großen Reichthum. Hier wächst vortrefflicher Wein. Die Salinen sind berühmt; sie versehen ganz Siebenbirgen mit Salz, welches auch nach Ofen und anderen Plätzen zum großem Vortheile des Königs ausgeführt wird.

Von Thorda bis Hermannstadt, zwischen welchen die Städte Gochard und Monera liegen, zählt man 12 Meilen. Hermannstadt, die Hauptstadt des Königreiches, ist sehr befestigt, und hat Ueberfluß an Gold, Silber und anderen Gegenständen.

Die vorzüglichen Städte Siebenbürgen's sind: Hermannstadt, Kronstadt, Nösenstadt, Schäsburg, Mydwisch, Millenbach, Clausenburg.

Cibinium, die sehr berühmte Hauptstadt, erhielt ihren Namen von dem Fluße Cibin; andere nennen sie Hermannstadt nach dem Namen ihres ersten Erbauers. Sie liegt auf einer Ebene, und breitet sich sehr weit aus; sie wird umgeben von einer doppelten Mauer, sehr tiefen Gräben und großen Fischteiche. Die Stadt wird durch Paläste, Thürme, Vorwerke und die Kathedral-Kirche geziert.

Hier wird alle Jahre Getreide in Gruben zur Steuerung einer allgemeinen Hungers-Noth aufbewahrt. Durch die Stadt, welche von einer sehr weisen Obrigkeit verwaltet wird, fließt ein kleiner Fluß Sie hat 10 königliche Dörfer, 8 zahlen Tribut. Bis hierher erstrecken sich die 7 Gespannschaften der Sachsen, deren Namen folgende sind:

Die Gespannschaft Zazuvar mit 11 königlichen Dörfern, die Gespannschaft Zabes mit der Stadt Zabes und 5 königl. Dörfern; die Gespannschaft Neusmark hat 8 Dörfer; die Stadt und Gespannschaft Segesburg 16; die Gespannschaft Olezna 12; die Gespannschaft Schenker 22, und die Gespannschaft Rapen 15.

Nebst diesen 7 Gespannschaften der Sachsen giebt es noch 2 getrennte, deren Hauptstadt Medwisch ist, und zu denen 25 Dörfer gehören. Zwischen diesen Gespannschaften liegen noch viele Dörfer und Besitzungen der Adelichen, welche nicht zu den Sachsen gerechnet werden.

In Siebenbürgen zählt man 8 vorzügliche Pfarrspiele (Kapitel).

Von Hermannstadt sind eine Meile entfernt in der Stadt Wyzagna, (welche die Sachsen Salzburg nennen), die Salzwerke, die durch ihren Ertrag eine bedeutende Summe in den Schatz des Königs liefern. Nicht weit von Hermannstadt wohnen in verschiedenen Städten die Sachsen; vorzüglich in Helta, einer Stadt von mittlerer Größe mit einem Kastelle; sie liegt eine Meile entfernt gegen Süd.

In gleicher Entfernung liegt unter Helta der Berg des h. Michael mit einem sehr schönen aus Quaderstein erbautem Schloße auf seinem Gipfel. Es dient den Einwohnern in Kriegszeiten zum Zufluchts-Ort; die Gegend ist fruchtbar.

Der nicht unbekannte Fluß Alt, (Alutus) entspringt an dem Fusse der Ciculischen Berge, bespühlt Siebenbürgen, trennt das Barcenses Gebiet von Cicalien, und fließt gegen Hermannstadt nahe bei Rothethurm durch enge und steile Thäler in die Wallachei, und nicht weit über Nikopolis, einem 2 Meilen von Hermannstadt entferntem Thurme in die Donau. Die Türken können hier nur auf sehr engen Wegen Siebenbürgen betreten.

Kronstadt, berühmt durch seine türkischen Waaren, zwischen sehr schönen Bergen gelegen, ist mit Mauern, Gräben und Vorwerken umgeben. Ihre 3

Vorstädte in getrennten Thälern bewohnen die Bulgaren, Ungarn und die Ackerbautreibenden Sachsen. Die einzelnen Districkte werden reichlich bewässert; die sehr großen Ebenen werden rings von Bergen umgeben, welche die Stadt von der Wallachei trennen. Der Boden bringt Getreid und Flachs im Ueberfluße hervor. In der Stadt blühen die freien Künste, berühmt ist die Bibliotheck. Diese Stadt an den nächsten Gränzen der Ciculer; (in griechischer Sprache Stephanopolis, in halb barbarischer Cronopolis, und von den Ungarn Brasovia genannt,) liegt in dem innersten Theile Siebenbürgen's, welchen die Panonnier Burcza, wir aber Burcia, entweder von dem Flusse, welcher hier durchfließt, oder von Wurzel (Radix) in unserer Sprache Wurzia, so nennen, weil eine Wurzel in eine Krone verflochten, das Zeichen der Burtianer ist.

Dieser Theil von Burcia ist sehr schön, und so durch seine Lage getrennt, daß man es für ein zweites Siebenbürgen ansehen kann. Es wird rings von Bergen eingeschlossen, und von den Ciculern durch den Fluß Alt (Alutus) getrennt. Es ist ganz bekannt. Genannte Stadt ist von sehr vielen Bergen umgeben; von denen zwei wie Mauern ihre Seiten einschließen, auf welchen oben Festungswerke sind. Ein doppelter Graben von außerordentlicher Tiefe umgibt rings die mit Thürmen versehenen Mauern. In

den Vorstädten wohnen Sachsen und Siculer gemischt. Den übrigen Theil bis an die Gebirgs-Engen bewohnen die Wallachen, welche hier eine Kirche und einen Priester haben. In sehr langen Strassen wohnen wieder Sachsen mit Siculern. In die Stadt werden nur Deutsche aufgenommen. Unter den großen Gebäuden der Stadt nimmt den ersten Platz die Kirche ein, die der Jungfrau Maria aus Quaderstein erbaut ist. Diese Stadt ist von der Feste Jogoras, welche auf einer sumpfigen Ebene wohl befestigt ist, 4 Meilen entfernt. Sie wurde einst vergebens von dem Woywoden der Moldau, Stephan Maylat beschossen.

Keine Stadt Siebenbürgen's ist mehr bevölkert, als diese. Der wöchentliche Markt wird häufig von den Landleuten besucht: sie ist der Handelsplatz der Siculer, Wallachen, Armenier und Griechen; auch werden aus der Moldau und Wallachei meistens türkische Waaren eingeführt. Die obrigkeitlichen Personen der Stadt sind gesetzte, alte gelehrte Männer, die Einwohner kriegerisch und tapfer.

Nösen, auf einer sehr geräumigen Ebene hat auf beiden Seiten mit Weinreben bepflanzte Hügel. Die Mitte der Stadt durchfließt der Fluß gleiches Namens, welcher bei der südlichen Seite der untern Vorstadt seinen Lauf ändert, und nach 2 Meilen sich mit dem Flusse Samos vereinigt. Vier Meilen von Nosen sind die Rodnenischen Gold-Bergwerke; und von

da an den äußersten Gränzen Siebenbürgens die Frauenströme, durch ihre Goldgruben nicht unberühmt. Schäsburg, theils auf einem Berge, theils an dem Fuße desselben gelegen, hat Mauern, bei welchen, wie auch bei Medwisch, ein Fluß vorbei lauft, welcher sich oberhalb Weissenburg in die Marosch ergießt.

Medwisch in der Mitte Siebenbürgen's hat Ueberfluß an Wein und andern nothwendigen Bedürfnissen. Bei der Stadt, welche 4 Meilen von Hermannstadt entfernt ist, lauft der Fluß Groß-Kykellew, welcher auf den Bergen Schyk entspringt, vorbei, nimmt den Fluß Klein-Kykellew auf, und ergießt sich nicht weit von Balasfalwa, ein wenig unterhab Ezombar und bei der Stadt Enyedin, in den Fluß Marosch.

Kykellewar ist eine Meile von Medwisch gegen West entfernt. Nicht weit von der Feste lauft Klein-Kykellew. Die Feste mit einigen herumliegenden Dörfern besaß als Geschenk der ungarischen Könige der Woywode der Moldau, Namens Peter. Sie hat trefflichen Wein und andere Dinge im Ueberfluße. Die Stadt Millenbach, nicht weit von Weisenburg, liegt auf einer Ebene, ist rings mit fischreichen Wässern und nicht gar guten Vorwerken umgeben. Sie, angeblich der erste Sitz der Sachsen, hat schöne Gebäude. Nicht weit von dieser Stadt liegen die Städte Wyncz und Borboreck, welche

den Ungarischen Königen gehören. Auf dem Morasch wird das Salz nach Ungarn gefahren. Auf dem Gipfel eines kleinen Berges wurde das Franziskanerkloster vor einigen Jahren durch innere Feinde zerstört. Die Stadt hat 17 Königliche Dörfer.

Klausenburg auf einer sehr schönen Ebene, hat Mauern und prächtige Gebäude. Sachsen, gemischt mit Ungarn, bewohnen sie. Jährlich erwählen beide durch Stimmen-Mehrheit ihren Richter und ihre Räthe.

Nicht weit von hier lauft der Chrysus, welcher Ungarn von Siebenbürgen scheidet, aus den Dazischen Gebirgen, welche an Ungarn gränzen, zwischen rauhen und steilen Bergen in beständigen Krümmungen und eilenden Laufes. Hier wohnen die Wallachen in verlassenen Gebäuden, von ihren Herden und von Fischen lebend. Dieser fischreiche Fluß scheint von dem griechischen Worte Χρυσὸς, weil er viel Gold mit sich führt, seinen Namen erhalten zu haben.

Nicht weit von dieser Stadt ragen gegen West 2 sehr hohe, gegen einander stehende Felsen hervor, durch welche dieser kleine Fluß eilenden Laufes stürzt.

Weissenburg, eine sehr alte Stadt, der Sitz eines Bischoffes, ehemals Zarmyz, ist mit den 7 sächsischen Gespannschaften verbunden. Sie liegt auf einem abhängigen Hügel, rings von einer 2000 Schritte langen Ebene umgeben. Oestlich fließt der Marosch,

auf der andern Seite der von den Ungarn genannte Fluß Ompay. Auf der Westseite umgibt sie bis zu dem Berge des h. Michael, auf welchem ein Kastell des h. Michael ist, welches noch aus den Zeiten der Römer stammt, wie die Alterthümer beweisen, welche man in Menge sehen kann, eine schöne Ebene. Gegen Norden breitet sich noch dieselbe Ebene aus. Der Fluß Marosch ist 2 Meilen von der Stadt entfernt; ehemals soll er durch die Mitten derselben geflossen seyn, wie die Ruinen und zerstörten alten Grabmäler beweisen. Die Länge und Breite der Stadt soll ehemals 5000 Fuß betragen haben. Innschriften und Grabmäler zeugen dafür, daß sie ehemals die Gothen bewohnt hatten.

Von Weissenburg liegen gegen Westen sehr hohe und schwer zu besteigende Berge mit gold- und silberreichen Gebirgs-Städten; deren vorzüglichste Abrugbanija mit einem von Johann Huniades gestifteten Priester-Kollegium ist. Sie liefert viel Gold in die Münze nach Hermannstadt.

Abrugbanija ist von Weissenburg 5 Meilen entfernt. Auf demselben Wege liegt auch die Stadt Zalathna, welche die Wallachen bewohnen. Für ihre frühere Größe sprechen ihre alten Denkmäler.

Zazwaras, von den Sachsen Bros genannt, gegen Süd eine Meile von Kenyer, liegt an dem Fluße Marosch in einer sehr wein- und getreidreichen Gegend. Die Einwohner sind sehr gebildet, nä-

hern sich in Gebräuchen, Kleidung und Nahrung den Wallachen, welche auf dem Lande in einigen verlassenen Wohnungen sich aufhalten, das Klima ist sehr angenehm. Die sehr dichten Wälder ernähren Hasen, Damhirsche und gemeine Hirsche in großer Menge; die Wässer haben die besten Fische.

Von Zazwaras kommt man über waldige Bergrücken nach 2 Meilen in ein kleines Land an dem äussersten Winkel Siebenbürgens, in welchem die Stadt Haczak liegt. Diese Provinz ist von dem übrigen Reiche getrennt und rings von sehr hohen Bergen umgeben, vorzüglich gegen Ost und Süd, wo ein sehr geräumiger Eingang zur Wallachei führt. Sie breitet sich 8 Meilen aus, und führt den Namen Haczas; die Stadt gleiches Namens bewohnen die Wallachen mit Pannoniern vermischt.

Im Süden dieser Provinz sieht man noch den Grund einer sehr großen Stadt, und die eingefallenen Wände der Häuser. Der Ort heißt Varheli. Aus den Trümmern graben die Wallachen kostbare Steine, und goldene und silberne Münzen.

Sargetia, ein Fluß Siebenbürgen's, welcher zur Residenzstadt Zarmyz des Königs Dezebal fließt, bespühlt jetzt das Schloß der Hunyaden. Die Schätze, welche Dezebal an den seichten Stellen dieses Flußes verborgen hatte, soll nach dessen Besiegung der Kaiser Trajan gefunden haben.

Die große Stadt Zarmis, der Sitz Dezebal's

erhielt nach dessen Besiegung den Namen Ulpia Trajana. In dieser Provinz sind sehr reiche Gold- und Silber-Berge, wie Abrugbania, Zalathnia und Keresbania.

Abrugbania, eine goldreiche Stadt, ist rings mit sehr fruchtbaren Bergen umgeben. Sie war, wie eine römische Provinz.

Zalathnya ward zu den Zeiten des Kaisers Trajan gegründet, und hatte berühmte Goldgruben.

Keresbania eine schön gelegene Stadt an einem Bergabhange bewohnen Sachsen und Wallachen untereinander gemischt, von welchen jene Länder häufig geplündert werden.

Von der Beschreibung der Städte wenden wir uns zu den Flüssen. Der Marosch, der goldführende Fluß Siebenbürgens, entspringt aus den Bergen Siebenbürgen's, welche an die Moldau gränzen, fließt von Ciculien nach Dazien, und von da nach Tyssia, und ergießt sich in die Donau. Hier wird das Königliche Salz nach Ungarn geführt.

Der Zamos entspringt nicht weit von dem Fluße Chrysus auf den an die Moldau gränzenden Bergen Daziens, strömt gegen Ost, bei dem Bischöflichen Schloße Gywla vorbei, gegen Süd, bewässert die Stadt Klausenburg, und wendet sich in einem engen Busen ähnlichen Bette gegen Ost. Gemeiniglich nennt man den Fluß Zamos. Nicht weit von Nö-

sen fließt er über eine Ebene, und stürzt sich mit dem Flusse Thybiscus nach Ungarn.

Auf den Bergen Abrug entspringt der Fluß Auratus, fließt bei Torda vorbei, und ergießt sich oberhalb Nadyhlak in den Marosch an einem engen Bette; nachdem er mehre Wässer aufgenommen, durchschneidet er Siebenbürgen, fließt bei den Städten Zeckelwassarhel, Enyedum, Weissenburg, Dewan und Lyppia vorbei, und vereinigt sich nicht weit von Zegedin in Ungarn mit dem Thybiscus. Der Fluß ist schiffbar. Alles, welches aus Siebenbürgen geführt wird, wird in Zegedin niedergelegt, und durch ganz Ungarn und über den Thybisc nach Belgrad und Servien geführt.

Georg Reychersdorf Beschreibung des Fürstenthums Moldau.

Zwei gleich breite, schiffbare und sehr tiefe Flüsse umziehen in ungeheuren Krümmungen die Moldau. Nämlich der Dnieper (Borysthenes) und die Moldau, von welcher das Land seinen Namen erhielt. Am Hafen des Dnieper's liegt das Schloß Chotyna; er ergießt sich nahe bei dem sehr befestigten Schlosse Feijewar, nachdem er zuerst die Moldau durchflossen, in das weiße Meer. Nicht weit davon berührt er die Stadt Snatyna, welche die Moldau von Rußland trennt. Die Länge der Moldau bis zu den Bergen Siebenbürgens, der äußersten Gränze derselben, beträgt 64 Meilen. Ueber diese Berge kommt man in 2 Tagen auf einem sehr rauhen und engen Wege nach Kronstadt, und durch

die benachbarten Gränzen Ticuliens in das Land Bartza.

Kronstadt ist rings von Bergen umgeben und wohl befestigt; sie trennt durch die genannten Berge die Moldau von Siebenbürgen. Gegen Norden gränzen an dieses Land die Wallachei und Bulgarei zwischen der Donau und der Thyra.

Die Wallachei, ein geräumiges Land, an die Türkei gränzend, war ehemals den ungarischen Königen zinsbar, jetzt aber schmachtet sie unter der Tyrannei der Türken. Sie wird durch sehr hohe und fortlaufende Bergketten, die zuweilen mit Wäldern bedeckt sind, von Ungarn und Siebenbürgen getrennt.

Die Wallachei soll ihren Namen von dem Römer Flakkus erhalten haben; nach andern Schriftstellern sollen die Wallachen unter Trajan nach Dazien geführt worden seyn, und bald die Sitten der Getten angenommen haben. Für ihren römischen Ursprung zeugt jetzt nichts mehr, als ihre verdorbene römische Sprache.

Die Moldauer, in Kleidung, Gebräuchen und Sitten ihren Ahnen ähnlich, gebrauchen gleiche Waffen, wie die Ungarn. Sie sind wild und sehr barbarisch, aber geübte Krieger. Sie verehren Christus und die h. Apostel, und haben nach ihrer Aussage die Lehre des h. Paulus. Bei ihnen wohnen Nationen verschiedener Sekten und Religionen, wie Ru-

thener, Sarmaten, Rascianer, Armenier, Bulgaren und Tartaren. Jedes dieser Völker bedient sich seiner eigenen Zeremonien. Von der Beschreibung der Moldauer wollen wir uns zur Schilderung der übrigen Völker wenden.

Die Tartaren in diesem Lande haben 500 eigene Sitze, leisten dem Woywoden den Eid der Treue, und müssen bei Kriegszeiten ihre Mannschaft in das Feld stellen. Sie sind ein wildes Volk, und leben vom Pferdefleisch.

Die Ruthener, ehemals Bewohner der Provinz Narbon, Gränz-Nachbarn der Averner und Sanktonen, wohnen unter den Moldauern, Polen, Tartarn, und den Anwohnern der Karpathen. Ihre Sprache unterscheidet sich wenig von der Polnischen. Ihr Land heißt Rußland, welches der hercynische Wald in der Mitte theilt. Sie bekennen sich zur Lehre des h. Paulus.

Die Pruthener, die äußersten Völker Germaniens, die Hernionen Mela's, wohnen über das westliche Pommern hinaus an der Nordseite der Küste des Ozean, theils an der Ostseite von Livonien, und werden von Lithauen umgeben. Die mittägigen Gegenden bewohnen die Masowiten und Polen; die Hauptstadt des Landes ist Danzig, eine durch ihren Handel berühmte Küstenstadt, welche die Weichsel bespühlt, die sich bald in den Ozean ergießt.

Sarmatien, das äußerste Land Europas, rechnet Mela zu Teutschland; die Neueren nicht.

Die berühmtesten Orte und Festungen sind: Swozowa, Chotizna, Nempzs, Romaniwiwar, Bahloijazwar, Wazlo, Zoruca und Orhe. Ferner Hüztwarus, Tataros, Barlot und Romanwasar, und andere.

Der Woywode und Fürst der Moldau, ernährt an seinem Hofe von seinem Einkommen 3000 Reiter, welche allezeit bewaffnet sind, und ihren Herrn überall begleiten. Der Woywode kann bei Kriegszeiten mit leichter Mühe 60,000 Mann in das Feld stellen.

Die Moldau ernährt prächtige türkische Pferde, Wallachen, Asturier und andere Pferde in großer Menge.

Der Woywode muß jährlich zur Sicherheit seiner Provinz 500 sehr schöne Pferde, 300 Falken, und eine bedeutende Summe Dukaten dem türkischen Kaiser als Tribut bezahlen. Die Söhne des Woywoden folgen ihrem Vater in der Verwaltung nach, seien sie in der gesetzmäßigen Ehe erzeugt oder nicht. Dem neugebornen Kinde wird mit einem glühenden Eisen ein Zeichen am Körper eingebrannt, um es desto sicherer in seinen Jünglingsjahren erkennen zu können. Aus Herrsch-Begierde trachten die Söhne oft einander nach dem Leben.

Die Fahrzeuge, deren man sich bedient, von den Teutschen Pruckschiff genannt, sind Flosse aus

zusammengelegten Balken durch Latten verbunden. Sie gebrauchen dieselben vorzüglich in der Absicht, damit die Feinde nicht durch eine schnelle Bewegung ihre Provinz überfallen und zu Grunde richten können. Gesandte dürfen sich kleiner Fahrzeuge bedienen.

Die Woywoden versuchten oft zu ihrem Unglücke die Macht des türkischen Kaisers, und verloren die Herrschaft und das Reich. Die Woywoden der Moldau bestrafen mit der größten Grausamkeit und Strenge auch die geringsten Vergehungen ihrer Untergebenen. Das Ausstechen der Augen und das häufige Verstümmeln der Glieder der Einwohner mag dafür als Beweis dienen. In großer Menge strömen diese Unglücklichen zur Residenz des Woywoden, und und flehen ihn um ein Almosen an, der sie auch gütig an seinem Hofe bewirthet. Fremde, sie mögen Verbrechen jeder Art begangen haben, finden bei ihnen den sichersten Zufluchtsort.

Oft unterliegen diese grausamen Woywoden entweder den Nachstellungen ihrer Unterthanen, oder den häufigen Einfällen der Tartaren und Türken, wenn sie nicht mit ihnen Verträge geschlossen haben.

Wenn man aus der Moldau durch das untere Rußland, welches an das Königreich Polen gränzt, von Podolien nach Ungarn gegen Marmaruß, Munkacz und Beregh reist, so sieht man schöne und große Gefilde, welche von dem Fluße Pruth, der die Moldau und Polen trennt, durchschnitten

werden. Von da führen fortlaufend sehr hohe Bergreihen mit einem sehr engen und beschwerlichen Wege bis nach Ungarn.

Die Moldau hat schöne Ebenen und Thäler, Städte und verschiedene Besitzungen. Durch Kunst oder Fleiß befestigte Städte und Burgen fehlen ihr; nur die Burg Nempzs auf einem sehr hohen Berge ist mit Mauern umgeben.

Auch sind noch mit starken Mauern umgeben das Schloß Romaniiwar auf einer Ebene am Fluße Zered, welcher sich in die Donau ergießt, und das Schloß Romanwasar.

Die Donau umfließt sie auf 2 Seiten, und trennt sie von einander. Das eine liegt in der Moldau, das andere in der Wallachei. Auf gleiche Weise trennt die Donau die vom Hafen des Flusses entfernten Städte Barilla und Galaczs; sie liegen in einer schönen Gegend. Das Land hat Gold- und Silberbergwerke, Salzgruben, Aecker, Weinberge, Vieh, Fischteiche und See'n; das Klima ist milde.

Im ganzen Lande bedient man sich der alten ungarischen Münzen, auch sind ungarische und türkische Asper im Gange.

IV. Reise des Jesuiten, Philipp Avril, durch den Orient, die Tatarei, Rußland, Polen und die Moldau *). Aus dem Französischen bearbeitet von Dr. Leutbecher.

Einleitung.

Die Verbreitung des Christenthums in dem ungeheueren Reiche von China war lange Zeit schon angelegentlichster Wunsch und erhabenes Ziel der Jesuiten. Nach und nach waren fast sechs Hundert ihrer

*) Voyage en divers états d'Europe et d'Asie, entrepris pour decouvrir un nouveau chemin à la chine. Avec une description de la grande Tartarie, et des differens peuples, qui l'habitent. A. Paris ches J- Boudot. 1693. 12.

Missionäre theils freiwillig dahin abgegangen, theils abgesendet worden von ihren Oberen; allein die wenigsten erreichten den Ort ihrer Bestimmung. Fünf Hundert derselben fanden ihren Tod entweder in den Wellen der zu überfahrenden Meere, oder durch Krankheiten, welche ihnen die mühevollste Reise zuzog, oder sie fielen auch in die Hände der Seeräuber. So viel Schwierigkeiten es auch hatte, zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen; so war man doch nicht gesonnen, durch die erlittenen Unfälle und Verluste sich davon abhalten zu lassen. Man beschloß vielmehr, den Vorschlag eines gewissen, durch seine Mission in China berühmten Jesuiten, Ferdinand Verbilst, den auch schon andere Jesuiten vor ihm gemacht hatten, zu beherzigen, und nach Möglichkeit in Ausführung zu bringen, nämlich: statt wie bisher über das Meer, so zu Lande einen Weg nach China zu suchen. Man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß dann leichter eine größere Anzahl von Geistlichen in ein Land gebracht werden könnten, wo das Licht des Evangeliums einmal angezündet war, und so herrlich glimmte, daß es Unrecht gewesen wäre, es wieder verlöschen zu lassen. Unter mehreren Männern, die sich zur Ausführung dieser Unternehmung bereit finden ließen, ward Avril gewählt. Dieser Jesuite sollte den Missionär Barnabas im Oriente aufsuchen: denn dieser hatte eben auch den auszuführenden Plan mehrmals seinen Oberen in Frankreich angedeutet. Mit demselben sollte er

dann das Unternehmen, so viel wie möglich, zu einem erfreulichen Resultat kommen lassen. — Ich beschreibe Avril's Reisen, und theile daraus das Wesentliche über die Türkei, über Persien, Armenien, über die mittägige Tartarey, Moscovien, Polen, den einen und andern Theil von Preussen, und über die Moldau, mit, so wie es der durch diese Länder gekommene Missionär selbst uns mitgetheilt hat.

Erstes Buch.

Reise in den Orient.

Ehe Avril von Paris abreisete, wanderte er erst noch einmal auf den Montmartre. Dort sollte ihn eine nochmalige einsame Erinnerung an die Heiligen seiner Kirche, Ignaz und Franz Xaver, zu seiner großen und in vielfacher Hinsicht wichtigen Mission begeistern. Dort flehte er zu Gott um Gnade und Beistand in seinem Vorhaben. Dann begab er sich in Gesellschaft des Pater Couplet nach Lyon. Von da zog Avril allein nach Marseille, wo er sich einschiffen wollte. Hier hatte er nach einigen Tagen das entzückende Vergnügen, seinen Bruder zu umarmen, der hierher geeilt war, um mit ihm alle Gefahren und Mühen eines so schwierigen Geschäftes, als das eines Missionäres ist, zu theilen. — Die Reise

ward nun gemeinschaftlich fortgesetzt. Bald kam man in Civitavechia, und von da zu Rom selbst an. Hier nahm der damalige General der Jesuiten, Charles de Noyelle, Philipp Avril's Bruder in den Orden auf, und ertheilte dann beiden unter den sprechendsten Beweisen eines ausgezeichneten våterlichen Wohlwollens seinen Seegen. Von Rom nach Livorno ward die Reise in einem Postwagen gemacht. Zu Livorno wollte man zwar nicht lange såumen, und bald möglichst auf einem Kauffahrer-Schiffe in den Orient zu kommen suchen; allein die eintretenden Weihnachts-Festtage verzögerten die Abreise doch mehr, als man geglaubt hatte.

Die Festtage waren vorbei, und zwei Fahrzeuge schickten sich an, den Hafen von Livorno zu verlassen, um mit dem eingetretenen günstigen Winde dem Oriente zuzusegeln. Der dreizehnte Januar 1685 war der Tag der Abfahrt. Am nåchsten Tage — so glücklich begann die Reise — hatte man schon die Inseln Capraia, Elba und Sardinien aus dem Gesichte verloren. Gegen den 18. Januar trat jedoch eine ausserordentlich widrige Windstille ein, und an dem 21. desselben Monats nöthigte die Reisenden ein wüthender Sturm an die Insel Kandia. Dieser Orkan brach in der Nacht aus, und versetzte die Schiffe in nicht geringe Gefahr. Je mehr aber der Tag heran nahete, um so heftiger wüthete auch das aufgeregte Element, so daß bald Wogen-Berge, bald Wogen-

Abgründe den Untergang dräueten, und selbst das Segel des Bogspriets fast ganz eingezogen werden mußte. Dabei rauschte das Meer fürchterlich, und das Toben der Windes wollte gar nicht enden. Das Schiffs-Volk kam endlich der Verzweiflung nahe, und der Kapitän glaubte selbst, er würde zuletzt, im Falle er sein Schiff nicht retten könnte, um doch wenigstens sich und seine Leute zu retten, genöthigt seyn, an den Küsten der Barbarei sein Fahrzeug auf den Strand laufen zu lassen. Man bot jedoch alle Kräfte auf, das Schiff gegen die Gewalt des Orkans zu vertheidigen, und war, als der Sturm nachzulassen begann, wieder so glücklich, dasselbe auf den verlornen Weg zurück zu bringen. Mit dem lautesten Jubel begrüßete man nach einer gefahrenvollen zwölftägigen Fahrt die Insel Cypern.

Vor der Abfahrt von Livorno war mit einem anderen großen und schnellsegelnden Kauffahrer verabredet worden, auf der Rhede von Lerneka zusammenzutreffen. Man wendete sich dahin; traf aber leider den Jupiter Foudroyant, — so hieß das erwartete Schiff — nicht an. Das eigene Fahrzeug auszubessern, und den Jupiter zu erwarten, beschloß der Kapitän eine Ausschiffung.

Lerneka war einst eine große Stadt, und liegt eine Viertels-Meile vom Meere auf der Südseite der Insel Cypern. Sie hatte bedeutenden Handel, und ein sehr angenehmes Kapuziner-Kloster. In diesem wurde unsern Reisenden alle Freundlichkeit und Ent-

schädigung für die ausgestandenen Unruhen und Schrekken des Sturmes zu Theil.

Die Fruchtbarkeit der Insel Cypern ist groß, und man findet daselbst einen Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten des Lebens. Die Weine sind vortrefflich, alle Früchte köstlich, und die Citronen, Orangen und Limonen kosten fast gar nichts. Nur an süssem Wasser ist Mangel; davon hat die ganze Insel nicht mehr als eine einzige Quelle, die sich, was wunderbar und einer Untersuchung der Physiker werth ist, noch dazu ganz nahe an dem salzigen Meere befindet.

Nach einigen Tagen traf der Jupiter Foudroyant ein, wiewohl von dem Sturme ebenfalls sehr beschädigt, und mit demselben zugleich noch ein anderes Schiff aus Marseille, welches nach Alexandrette bestimmt war. Mit diesem letzten gingen unsere Reisenden weiter. Die Fahrt war glücklich durch günstigen Nordwind, und man kam bald in Alexandrette an.

Dieses Dorf, von den Türken Scanderone genannt, liegt am Ufer des Meeres in einer ungesunden Tiefe. Auf allen Seiten ist er mit Bergen umgeben, und seine Luft ist sehr dicht. Daher kommen die dort sehr häufigen und heftigen Krankheiten. In einem so gefährlichen Klima wollten die Reisenden nicht lange bleiben; allein sie mußten sich dennoch drei ganze Wochen gedulden, bis die Wege, welche damals durch

die von Asien nach Konstantinopel marschirenden Truppen besetzt waren, etwas leer geworden sind.

Kaum war man an das Land gestiegen, so hatte Avril das Vergnügen zu bemerken, wie hier der Kommissär eines Kaufmannes von Aleppo demselben brieflich durch eine Taube kund thun ließ, was für Schiffe und Waaren aus der Fremde in Alexandrette angekommen, — wie der Taube auf einer Anhöhe die Richtung angezeigt wurde, und nun dieselbe frei dahinflog, um nach der Versicherung des Entsenders in drei Stunden die Nachricht von der Ankunft der Schiffe in die dreisig Meilen entfernte Stadt zu bringen. Diese Tauben-Post war aber auch das einzige Merkwürdige, was unser Reisender während seines Aufenthaltes in diesem ersten Hafen des Orientes sah. Er wollte wohl die nahe gelegene Stelle besuchen, wo einst der Prophet Jonas aus dem Wallfisch-Bauche an das Ufer gespieen wurde. Allein er wurde dadurch abgehalten, daß man ihm sagte, dieses Gestade sei wegen der immerwährenden Ausflüge räuberischer Araber sehr verrufen, und er könne leicht dieselben auf das hier vor Anker gegangene Schiff aufmerksam, und nach dessen Waaren begierig machen. Er begnügte sich also, nur aus der Ferne die Pyramide zu sehen, die man zum Gedächtniß an dieß erwähnte Wunder errichtet hatte.

Von Alexandrette wollten unsere Reisenden auf den ersten Donnerstag der Fastenzeit abreisen. Bis

dahin bildete sich nämlich eine Karavane von vierzig Personen, und mit dieser wollte man weiter wandern. Unter der Anführung eines sehr angesehenen Türken, den man zum Karavanen-Bascha ernannte, ging die Reise auch bald vor sich, da sich alle Mitreisenden zeitig an dem Orte des Aufbruches zur bezeichneten Stunde eingefunden hatten. Die erste Tagsfahrt war kurz, und man lag über Nacht in dem Dorfe Beylan, vier oder fünf Meilen von Alexandrette. Den zweiten Tag brach man frühe auf, und durchzog die äusserst fruchtbare und anmuthige Ebene von Antiochien, welche fünf bis sechs Meilen an Ausdehnung, unzählige kleine Bäche und viele Weideplätze hatte, auf welchen letzteren das ganze Jahr zahlreiche Heerden angetroffen wurden. An dem nämlichen Tage gingen die Reisenden noch über den Orontes, einen kleinen Fluß, dessen Wasser sehr trübe und röthlich ist. Uebernachtet wurde dann in dem Dorfe Curdes, dessen älteste Einwohner die Stammväter des Kurdenvolkes gewesen seyn sollen, dessen heutige aber durch ihre bekannte Raubsucht alle Karavanen und andere Reisenden zur Wachsamkeit nöthigen.

Der folgende Tagsmarsch war sehr ermüdend. Die schlechten und steinigen Wege erschöpften sowohl die Kräfte der Fußgänger, als die der Pferde. Man kam an schönen Ueberresten alter Klöster vorüber, sah in der Nähe die Säule des Heiligen Simeon Stilites, und unser Reisender durchschritt diese Gegenden nicht

ohne außerordentliche Empfindungen frommer Demuth, welche durch die erwähnten Gegenstände in ihm erweckt werden, ehe man nach dem Flecken Anschar gelangte, woselbst der Karavanen-Bascha eine geräumige Wohnung hatte, und die Wanderer mit Reis und anderen Landes-Früchten erfrischte.

Sonntags den eilften März kam man von da zu Alep an. Hier wurden unsere Reisenden mit allen Beweisen freundschaftlicher Gesinnung von den daselbst lebenden Jesuiten aufgenommen, und es folgten einige Tage der Erholung. Mittlerweile machte der Obere der Missionen in Syrien unsere Reisenden mit dem Mangel an Missionären im ganzen Oriente, und mit dem Verluste vieler vortrefflicher Arbeiter in dem Weinberge des Herrn bekannt, und bestimmte endlich Avril dahin, auf einige Monate nach Kurdistan zu gehen, um dort den Missionär Roche in seinem Berufe zu unterstützen, und ihm seine außerordentlich viele und große Geschäfte zu erleichtern.

So sehr es nun auch Avril schmerzte, sich von seinem Bruder, dem ebenfalls eine andere Mision aufgetragen ward, zu trennen; so entsprach er doch dem Wunsche des Obern, und traf alsbald Anstalt, mit einer zahlreichen Karavane nach Betlis, der Hauptstadt von Kurdistan, zu ziehen. Er schloß sich vorzüglich an einen armenischen Kaufmann, welcher den Jesuiten sehr zugethan zu seyn schien, und traf mit demselben am zwanzigsten März bei der Karavane ein.

Diese brach, um nach dem abergläubischen Wahne recht glücklich zu reisen, an einem Freitage Abends auf. Der Weg führte anfangs durch mehrere wüste Gegenden von Syrien. Man sah das berühmte Edessa, welches die Türken Orpha nannten, und kam bald, der kleinen Stadt Biréh gegenüber, an die Ufer des Euphrat.

Bis hieher war Avril mit seinem Armenier ziemlich zufrieden gewesen. Bei dem Uebergange über den Euphrat aber, mußte er sich gefallen lassen, daß er durch Tücke den Türken, die, um größern Geldgewinn von den Reisenden zu haben, den Uebergang über den Fluß erschweren, in die Hände fiel, und sowohl für sich, als für den listigen Kaufmann, der dadurch seine Waaren rettete, eine beträchtliche Loskaufs-Summe zu zahlen. Doch dieß war nicht das einzige Unangenehme dieser Reise. Die Ebenen von Mesopotamien, wo die Reisenden nun wanderten, setzten Avril's Gesundheit auf eine starke Probe. Die strengen Fasten, zu denen er gerade in dieser Jahreszeit verbunden war nach den Gesetzen seiner Kirche, schwächten ihn von Tag zu Tag mehr. Die Reisen mit den Karavanen selbst behagten ihm nicht sehr, weil sie ihm eben keine sonderlichen Erleichterungen seiner Beschwerden boten. Der tägliche und gewöhnlich sehr frühe Aufbruch der Karavane, das unausgesetzte Fortrücken derselben bis um die Mittagszeit, oder auch so lange bis man eine für Menschen und Pferde erquik-

kende Quelle fand, dann die nur kurze Ruhe, das sparsame Frühstück und Mittagsmahl, welches gemeiniglich nur aus Obst und Backwerk bestand, endlich das Uebernachten auf freiem Felde, ohne gegen Wind und Wetter hinlänglichen Schutz zu haben, und wobei man selten aus Furcht vor räuberischen Arabern sich dem Schlafe überlassen konnte. Dies alles war für Avril sehr anstrengend und abmattend, und er war daher außerordentlich froh, als er nach einer Wanderung von fünfzehn Tagen in Diarbekr, der Hauptstadt von Mesopotamien, anlangte, und hier seiner leidenden Gesundheit wieder etwas aufhelfen konnte.

Diarbekr ist eine von den bevölkertsten und gewerbreichsten Städten in der ganzen Türkei. Sie liegt in einer bezaubernden Ebene an den Ufern des Tigris, welcher von Reisenden oft fälschlich mit dem Chobar verwechselt wird. Die aus der Zeit des griechischen Kaiserthum stammenden Mauern der Stadt fand Avril in einem noch sehr guten Zustande. Der Handel war beträchtlich, besonders in rother Leinwand, in Kattun und Maroquin, und wurde vorzüglich stark nach Ungarn, Polen und Rußland getrieben. Die Frauen, die sonst in dem ganzen ottomanischen Reiche fast vollkommene Sclavinnen, waren in Diarbekr ziemlich frei. Sie lustwandelten mit christlichen Frauen umher, und lebten mit diesen auf einem anständigen geselligen Fuße. Ueberhaupt fand Avril die Bewohner dieser Stadt von Gemüth gut, und er will auch

an ihnen etwas mehr Anmuth bemerkt haben, als er nach dieser Hinsicht in andern türkischen Provinzen gefunden hatte.

Avril kehrte zu Diarbekr in dem dortigen Kapuziner-Kloster ein, wo er herzlich und mit den lebhaftesten Aeußerungen der Freude aufgenommen wurde. Besonders angenehm war es ihm, von diesen als guten Aerzten weit und breit bekannten Mönchen seine Gesundheit bald wieder hergestellt zu sehen. Zu dieser Freude kam noch eine andere. Er hatte schon längst gewünscht, recht bald mit dem Missionär Barnabas zusammen zu treffen, hatte aber bisher noch keine Kunde von dessen Aufenthalte erfahren können. Dieser Mann war einer von denen gewesen, welche den Versuch eines Landweges nach China mehrmals dringend empfohlen hatten, und er war dazu ausersehen worden, mit Avril gemeinschaftlich die Entdeckung desselben vorzunehmen. Diesen künftigen, längst ersehnten Gefährten traf nun Avril ganz unerwarteter Weise in der Nähe dieser Stadt an.

Welche Freude beiden ein so unerwartetes und erwünschtes Zusammentreffen machen mußte, läßt sich leicht denken, zumal, wenn man in Betrachtung ziehen will, wie schmeichelhaft Barnabas die Berücksichtigung seiner Vorschläge, und wie angenehm beiden eine Verbindung zu einem solchen Zwecke seyn mochte, da sie beide für die Ausbreitung des Christenthums gleich eifrig brannten.

Nachdem man den ersten Gefühlen der Freude und Verwunderung über die Fügung Gottes den schuldigen Tribut gezollt hatte, lenkte Avril das Gespräch auf den Zweck seiner Sendung, durch die große Tartarei und andere asiatische Länder einen Landweg nach China zu finden. „Endlich," sagte Avril zu Barnabas, „endlich, mein theurer Pater, hat der Himmel Ihre Wünsche erhört. Sie sind es, welchen er zu der großen Unternehmung, zu welcher Sie den Entwurf gemacht, erwählt hat, und ich bin Ihnen als der treue Gehülfe bei Ihren Bemühungen bezeichnet. Wie glücklich werden wir zu preisen seyn, wenn wir diesen wichtigen Weg entdecken, oder unser Blut und Leben wagen, um dem Rufe der Gottheit zu folgen, und seine Ehre zu verbreiten!"

Da indessen der Vater Barnabas in Auftrag der Missionen von Armenien, bevor an die Ausführung des Vorhabens gedacht werden konnte, nach Alep wandern mußte, und Avril selbst erst nach Betlis zu reisen hatte; so verabredeten sich beide dahin, später in Erzerum zusammen zu treffen, bis dahin aber bei ihren Karawanen zu bleiben und ihre Obliegenheiten, jener zu Alep, dieser zu Betlis, zu erfüllen.

Während sich Barnabas nach dem Euphrat auf den Weg machte, reiste Avril nach Armenien, und passirte den Tigris zum ersten Male, eine

Viertels Stunde von der Stadt Diarbekr; über eine ziemlich schöne steinere Brücke.

Weniger glücklich, und fast mit Lebensgefahr setzte Avril zum zweiten Male etwas später auf einer Fähre über den gerade sehr angeschwellten und reissenden Strom bei Bassora, wo er sich in das Meer ergießt. Er that nämlich auf der an sich schon unbeholfenen Fähre einen Fehltritt, und stürzte in das Wasser hinab, als er den auf dem Flosse befindlichen Pferden ausweichen wollte. Er wurde jedoch sogleich wieder durch die Mitreisenden, die sich zahlreich in das Wasser stürzten, gerettet.

Als die ganze Karawane das Ufer gewonnen hatte, bemerkte man nicht weit davon ein Kurden-Lager, ohngefähr fünf bis sechstausend Mann, unter einer großen Anzahl von Zelten. Diese Leute streiften, wie die Araber, umher, und gaben diesen an Raubsucht nichts nach; das wußte man. Um ihnen zu entgehen, marschirte die Karawane sechs Stunden fort, bis man eine kleine Stadt gewann, wo man in Sicherheit war, und wo Avril, der, stets in seinen triefenden Kleidern, und durch die Beschwerden des Weges sehr ermattet war, in dem Hause eines mitleidigen Christen die nöthige Ruhe, Erquickung und Stärkung fand, um den folgenden Tag die Reise fortsetzen zu können.

Nach einem Marsche von zwei Meilen kam man in die Gebirge von Armenien, wo der Schnee noch

sehr hoch lag. Da die Berge, über welche man kam, nicht durchaus zusammen hingen, so folgte man einem in dem von ihnen gebildeten Thale fließenden kleinen Bache, dessen blühende und lachende Ufer mit hohen, von Schnee bedeckten Bergen zur Seite, diese Gegend, einem Arkadien nicht unähnlich machten. Die Karawane zog länger als acht Tage in diesen Bergen, deren Wege oft sehr ermüdeten, und den Karawanen-Gliedern viel Beschwerde machten, indem sie oft ihre Pferde am Zaume nach sich führen mußten, — so steil und gefährlich waren diese Gebirge zuweilen. Doch kam man endlich nach einer einen ganzen Monat langen Reise in Betlis an. Der Tag der Ankunft war der Ostermontag, oder zwei und zwanzigste April. Der Pater Roche, schon von Avrils Ankunft unterrichtet, hatte sich in der Karawanserai der Stadt eingefunden, und führte Avril sogleich nach seiner Wohnung.

Die Zeit seines Aufenthaltes zu Betlis verwendete unser Reisender theils auf die Erlernung der türkischen Sprache, theils auf religiöse Unterhaltung mit den Neophyten des Missionärs, deren Eifer so groß war, daß sich Avril nichts sehnlicher wünschte, als baldmöglichst mit eben so glücklichem Erfolge, wie Roche, das Werk der Bekehrung der unglücklichen Heiden zu glücklichen Christen treiben zu können.

Nach einiger Zeit war man in Betlis mit dem Bekehrungs-Werke so weit vorgerückt, daß die Obe-

ren zu Alep die Erlaubniß und Weisung gaben, diese Mission zu verlassen, um eine neue zu Erzerum zu begründen. Da aber die Väter in der ganzen Stadt sehr geliebt waren; da selbst der Emir derselben sie für unentbehrlich hielt, so war es nicht ganz leicht, von ihm und von den dortigen Bekehrten Urlaub zu erhalten. Roche und Avril versuchten daher allmählig und durch Geschenke den Divan des Emir, und zuletzt ihn selbst von der Nothwendigkeit ihrer weiten Reise zu überzeugen; was Ueberredung nicht vermochte, das erwirkte endlich Avril, ein geschickter Uhrmacher, durch das Geschenk einer französischen Taschenuhr an den Emir. Weil Avril vorgab, er verstehe die Sprache des Landes noch nicht hinlänglich, so wurde auch Roche beurlaubt, um den gefeierten und bewunderten Uhrmacher als Dolmetscher zu begleiten. Mit guten Pferden von dem Emir beschenkt, und mit einem ausreichenden Passe versehen, schloßen sich nun alsbald unsere Reisenden an eine schon acht Tage von den Zöllnern des Emir aufgehaltene Handels-Karawane, welche nach Erzerum bestimmt war; und diese Reise, ohne bedeutende Unfälle vollbracht, dauerte nicht länger als zehn Tage. Das, was Avril von den Ereignissen auf dieser Wanderung erzählt hat, und bemerkt zu werden verdient, ist etwa der Umstand, daß bei dem Uebergange über den Euphrat fünf Kurden wagten, dem Nachtrabe der zahlreichen Karawane einige Pferde davon

zu führen, daß dann zwei Türken unter der Karawane darüber sich zankten und raufen wollten, weil der Eine dem Anderen vorgeworfen hatte, er habe seine Gebete nicht pünktlich verrichtet, wie der Koran vorschreibe, daß es geschehen sollte.

Erzerum oder Arzeron ist eine türkische Stadt, nach Avrils Bericht, Gränzfestung von Persien, und liegt in einer angenehmen Ebene von sieben bis acht Meilen Umfangs. Diese Ebene wird auf allen Seiten von kleinen Hügeln umgeben, auf welchen drei Flüsse ihren Ursprung haben. Die Stadt selbst ist etwa so groß, wie Marseille, hat eine doppelte Mauer in antiker Form, und eine kleine hohe Citadelle, welche dieselbe beherrscht. Die Luft der Stadt ist gesund, die Wassermenge ist vortrefflich, und die Bevölkerung zahlreich. Zu einem Missions-Orte fand man sie besonders deßhalb sehr geeignet, weil daselbst des Handels wegen ein Zusammenfluß von Leuten aus allen Nationen Asiens Statt fand, vorzüglich aber viel Armenier dort lebten oder ankamen, die für Erzerum, als ihre ehemalige Königsstadt, besondere Vorliebe hegten.

Nachdem man mit einer Reformation der Religions-Ansichten unter den Armeniern über die Erwartung glücklich gewesen war, begab sich Avril mit dem mittlerweile angekommenen Pater Barnabas an die Ausführung des früher erwähnten und besprochenen Versuches. Barnabas reisete voraus

nach Erivan, um sich dort bei den Indiern und Usbeken nach dem Wege von China genau zu erkundigen, während Avril noch bis auf weitere Weisung seine Bekehrungs-Geschäfte in Erzerum, und seine Studien der türkischen Sprache fortsetzte.

Als Avril die Weisung zur Abreise erhalten hatte, erfuhr die Stadt Erzerum ein Erdbeben, welches so stark war, daß sich jedermann für verloren hielt, und Avril selbst fürchtete, er möchte unter den Mauern seiner Wohnung begraben werden. Es ging jedoch ohne bedeutenden Schaden vorüber. Da diese Ereignisse in Armenien etwas gewöhnliches sind, wegen der wunderbaren Menge der in seinen Provinzen vorhandenen Berge; so ergreifen die Leute auch selten ein anderes Mittel, sich zu retten, als die Städte zu verlassen, und einstweilen unter Zelte auf das freie Feld sich zu begeben. Uebrigens sieht man sie aber nicht sehr erzittern.

Das Erdbeben war vorüber, und Avril machte sich sogleich auf den Weg, um sich mit Barnabas zu vereinigen, der nur auf des ersteren Ankunft harrte, um sich sofort nach dem kaspischen Meere zu begeben, und sich auf moskovitische Schiffe einzuschiffen, die gewöhnlich mit dem Anfange des Sommers nach Astrachan zurückkehren. Weil der Schnee noch nicht ganz geschmolzen war, und die Wege überhaupt sehr zerrissen waren, so rückte die Karawane, an welche Avril sich angeschlossen hatte, um mit

ihr nach Persien zu kommen, nur sehr langsam vorwärts. Dieses machte dem eifrig seinem Ziele zustrebenden Avril unger . n viel Verdruß auf dem Weg. Zudem waren ihm auch noch einige andere Unannehmlichkeiten und Gelderpressungen der Türken drückend; und doch mußte er sich dieselben gefallen lassen, wenn er nicht gar seinen Kopf verlieren wollte. Diese Verdrießlichkeiten entstanden ihm meistentheils dadurch, daß die Türken und Perser einen geheimen Groll gegen einander hatten, unter welchem die nach Persien Reisenden nicht selten leiden mußten.

Ueber diese Abneigung zweier Völker, die doch bisher durch die Bande einer und derselben Religion verbunden, erfuhr Avril endlich nach manchen vergeblichen Nachforschungen von einem kundigen Armenier folgendes.

Seit jener Zeit, — es mögen etwa einige Jahre seyn, — als die Türken gegen die Perser unerhörte Grausamkeiten begingen, ihre Städte verwüsteten, und gegen die Einwohner jeden Standes, wo sie nur hinzogen, schrecklich wütheten, ist in dem Herzen der Perser, dieser unglücklichen Besiegten, ein grollendes Andenken an den Türken vorhanden. Denn diese haben nie geglaubt, daß sie als erklärte Feinde Mohomeds und seines Korans von den Türken behandelt werden würden, indem sie die Gesetze einer und derselben Religion mit eben soviel Eifer befolgten, wie der eifrigste Muselmann. Dieser Groll aber wurde

noch dadurch vermehrt, daß man in zwei Punkten hinsichtlich des Religiösen nicht eine und dieselbe Meinung hatte. Die Türken lehren nämlich, es seien drei Geschlechter derer, die von Mahomed abstammen, die Linie der Osmanen, die Linie von Abdid Beker und die von Omar. Jedes dieser Geschlechts-Linien-Häupter wird von ihnen auch als ein Prophet betrachtet. Die Türken aus der ersten Linie werden für die heiligsten gehalten; weniger gelten die übrigen. Die Perser hingegen wollten nichts von dieser angemaßten Heiligkeit wissen, und bestritten daher diesen lächerlichen Satz. Zudem hatten die letztern auch eine große religiöse Ehrfurcht vor einem gewissen Ali, dessen Schüler sie sich nannten, und den sie nach dem Propheten Mahomed als ihren eigentlichen Lehrer oft im Gebete anzurufen pflegten, welcher Umstand nicht selten die bizarresten Vorfälle herbeiführte.

So war einmal ein Perser vom Range mit seinem Pferde unglücklicher Weise in einen Sumpf gerathen. Er flehte den Ali um Hülfe an, und beschwur ihn, ihm zu helfen. Ali hatte taube Ohren für diesen unglücklichen Cavalier. Verzweifelnd, weil sein Prophet nicht hörte, wendete er sich endlich in seiner Noth an Omar, den er mit donnernder Stimme rief. Von dieser Stimme ermuthigt, schwang sich das Pferd mit Anstrengung aller seiner Kräfte aus dem Moraste endlich heraus. Nun entstanden in dem Ritter allerlei Bedenklichkeiten über den Propheten

Ali, der nicht geholfen hatte, und doch allgemein für den Schutzpatron seiner Nation galt. Mit diesem irrigen Geiste suchte er einen Mollha auf, um ihm seine Zweifel über Ali vorzulegen, und sich Aufklärung zu erbitten. Dieser Schriftgelehrte hörte ihn an, und gab ihm kalt zur Antwort, um ihn in seinem wankenden Glauben wieder zu stärken: er dürfe sich über diesen Vorfall nicht verwundern, denn Ali sei ein kriegerischer Prophet, und kümmere sich wenig, wenn Jemand sich an einem für einen Eroberer, wie er sei, unwürdigen Orte befände, und ihn dann um Hülfe anflehte. Dagegen sei Omar eine niedrige Seele, wie er wohl wisse, und hielte sich gerne in Sümpfen und im Dickicht auf; darum könne er auch leicht denen zu Hülfe kommen, die sich blindlings in seine Arme würfen.

Wie nun, was aus dieser charakteristischen Anekdote hervorgeht, die Perser den Omar der Türken in gewisser Art als einen Kobald betrachten; so werfen dagegen die Türken, um sich für solch eine Schmach etwas schadlos zu halten, den Persern wieder vor, daß sie hinsichtlich der vom Propheten vorgeschriebenen Gebete den Koran nicht genau befolgten; und solche Kleinigkeiten waren es, welche den Groll zwischen beiden Völkern nicht verglimmen ließen.

Avril kam nun endlich in Erivan an, und wurde hier, wo er das Kreuz des Erlösers vor der Stadt aufgerichtet sah, über alle erlittene Unbilden

genug getröstet. Besonders erfreut war er wieder, als er vier kleine Meilen von Erivan in Ischmiazin die christliche Religion herrlich blühen sah. Hier fand er nämlich ein herrliches Kloster, wo der armenische Patriarch seinen Sitz hatte, und fast sechzig Religiosen waren, welche die Regel des heiligen Gregorius befolgten, und vom Papste Sylvester ihre Bestätigung erhalten hatten. Hier fand er auch drei Kirchen, von denen zwei den heiligen römischen Jungfrauen, der Ripsima und Cajanna geweiht waren. Diese Kirchen waren reich an Schätzen, herrlich verziert mit Gold- und Silbergeräthen, wie die schönsten Kirchen in Europa.

Als Avril von Ischmiazin nach Erivan sich begab, hatte er unterweges das Vergnügen, den Berg Ararat zu sehen, wo einst Noah's Arche sich niedergelassen haben soll. Diesen Berg fand er nicht so unbesteigbar, als ein früherer Reisender, Johann Struys, ihn ausgegeben hatte.

Zweites Buch.

Reise in der Tartarei.

Obgleich Avril geglaubt hatte, daß die Ausführung seines Hauptvorhabens durch seinen unvorhergesehenen Aufenthalt in Curdistan und Armenien

verzögert würde, so lenkte doch die Vorsehung die Sachen so, daß er ein Jahr nach seiner Abreise von Frankreich im Stande war, dem Pater Barnabas beizustehen, welcher die weisesten Vorkehrungen zur sicheren Ausführung des Projectes mittlerweile getroffen hatte.

Nachdem die verschiedenen Wege, welche nach China führen könnten, genau bedacht worden waren, bestimmte man sich, nach Astrachan zu gehen. Dahin war der Weg am sichersten und bequemsten wegen der Karavanen, die drei bis viermal des Jahres nach Bochara und Samarkand reisen, wo die Moscoviten und Usbeken zusammen Handel treiben.

Bevor man aber abreisete, zog man sich auf einige Tage in die Einsamkeit zurück, um Gottes Segen und Beistand zu erflehen. Dann besorgte man alles Nöthige zur Reise, und brach endlich den drei und zwanzigsten April 1686 von Erivan auf, in Georgier verkleidet, deren Kleidung in ganz Persien gefürchtet ist, und in Gesellschaft zweier Armenier, welche unsere Reisenden bis nach Gangea begleiteten.

Am ersten Tage, wo unsere beiden Wanderer durch ein Erdbeben erschreckt wurden, welches ihr Vertrauen auf Gott mehr bestärkte, als erschütterte, kam man nicht sehr weit, und man nahm vier Meilen von Erivan sein Nachtlager in einem Flecken

in dem Hause eines armenischen Katholiken, der sie auf das Beste nach Landessitte bewirthete, und auf gute Matratzen bettete. Des andern Morgens zog man weiter, und bald befand man sich in der nordwestlich von Erivan gelegenen Provinz Gurgistan, welche man sehr glücklich durchzog. Diese Provinz beschreibt Avril als eine sehr bevölkerte, wo ein Dorf und ein Flecken sich an dem andern befände, und viele Christen lebten, welche die Reisenden sehr gerne erquickten, mit Allem, was in ihren Mitteln war. Um der Wachsamkeit des Gouverneurs die er Provinz zu entgehen, der es nicht gerne hat, wenn sein Distrikt von Fremden durchwandert wird, und zugleich, um der Hitze des Tages auszuweichen, reiseten die beiden Väter jetzt meistentheils in der Nacht. Nach vier Tagen kam man in die Gebirge, welche Persien von Georgien trennen. Der Uebergang über dieselben war ziemlich beschwerlich; doch überstand man auch diese Last, für welche der Wechsel der anmuthigen Gebirgsgegenden schon entschädigte.

Als man den Gipfel der Gebirge erreicht hatte, wurden die Reisenden von einem Trupp Armenier umringt. Einige derselben waren mit Schleudern, andere mit langen Knitteln bewaffnet. Als man ihnen die Versicherung gab, daß sie nichts von uns zu befürchten hätten, daß man bloß durchreise in die Tartarei und nach China, um dort das Evangelium zu verkündigen; so betrugen sie sich sehr gut

und freundlich, und unsere Reisenden setzten ruhig ihren Weg nach Gangea fort, wo man, von der Höhe des Gebirgs gerechnet, in anderthalb Tagen ankam.

Gangea ist eine von den vorzüglicheren Städten Persien's, und liegt in einer angenehmen Ebene, welche mehr als fünf und zwanzig Meilen Ausdehnung hat. Die Gegend hat viele Bäche und Flüsse, wodurch die vielen Gärten um die Stadt sehr gewinnen an Anmuth und Fruchtbarkeit. Die Reisenden kamen gerade in der schönsten Jahreszeit hier an, und waren ganz entzückt über den schönen Anblick, den die mit Gebüschen und Gärten umgebenen Häuser der Stadt gewährten, wo alles grünte und blühte.

Die Märkte oder Bazare der Stadt gehörten unter die schönsten und herrlichsten des Orients, und jede Waare, die auf denselben verkauft wurde, hatte ihren besonderen Platz. Und weil Gangea zum Handel außerordentlich bequem liegt, so fand man daselbst auch eine große Menge von Fremden aller Nationen.

Drei Tage nach der Ankunft in Gangea reiste man mit einer aus christlichen Kaufleuten bestehenden Karavane, deren Geschäfte sie nach Schamaki zogen, wieder ab, und wanderte mit derselben die schönsten Gegenden. Am fünften Tage der Reise ging man über den Fluß Kur, welcher in Georgien entspringt, und sich, nachdem er mehrere Gegenden

bewässert, mehreren Städten Ueberfluß an Wasser geliefert, und mehrere sonst unfruchtbare Gefilde befruchtet hat, endlich in das kaspische Meer ergießt.

Nach einigen unbedeutenden Unfällen, denen wohl jeder Reisende nicht immer entgehen kann, kamen unsere Reisenden in Schamaki an. Sie waren sehr froh, dem kaspischen Meere so nahe zu seyn, und durften nicht lange Zeit suchen, ein Schiff, nach Astrachan bestimmt, zu finden.

Schamaki war sonst eine der beträchtlichsten und bevölkertsten Städte Persiens, war aber durch ein heftiges Erdbeben sehr verwüstet worden. Doch lebten, nach Avril's Angabe, daselbst immer noch an fünfzig oder sechzig tausend Menschen, ohne die vielen Fremden, die sich gewöhnlich da aufzuhalten pflegten. Diese Einwohnerschaft bestand aus einer großen Anzahl Armenier, aus Indiern, Russen, Georgiern, Griechen, Türken, Circassiern und andern Menschen aus den Völkern am nahen Meere.

Diese Stadt fanden die beiden Väter sehr gut geeignet zu dem Centralpunkt einer Mission, und sie versäumten nicht, einen Missionär dahin zu ziehen. Der Vater Pothier, ein Jesuite, ward aus Ispahan geholt auf Anstiften der beiden Reisenden, fand aber bald seinen Tod daselbst durch einen gegen die christliche Religion aufgebrachten muselmännischen Meuchelmörder.

Von Schamaki begaben sich nun unsere Väter in einer Diligence nach dem kaspischen Meere, welches drei gute Tagereisen von der genannten Stadt entfernt ist.

Dieses Meer ist klein und verdient kaum den Namen; denn es hat nur 800 Meilen im Umfange. Mehr als hundert Flüsse, und außerdem noch eine unzählige Menge von Bächen, stürzen sich von allen Seiten in diesen großen See, welcher so fischereich ist, daß man sie mit den Händen fangen kann und gar nicht nöthig hat, Netz oder Angel auszuwerfen. Wenn es auf dem Meere stürmt, so ziehen sich die Fische sehr zahlreich in die Flüsse und Bäche, bis der Sturm vorüber ist.

Eine Eigenheit dieses Meeres ist auch, daß es nie seine Gränzen übertritt. Diese Eigenheit hat den Geographen schon manchesmal den Kopf warm gemacht, und manche haben sie aus der Nähe des schwarzen Meeres, und durch eine unterirdische Verbindung mit demselben erklären wollen. Avril aber ist der Meinung, daß die Gewässer des kaspischen Meeres deßwegen nicht zunehmen, weil, soviel Wasser hinzuströmt, eben soviel in den persischen Busen abfließt. Die Gründe, welche Avril zu dieser Vermuthung bestimmen, sind folgende. — In dem Golf, welchen dieses Meer auf der Südseite bildet, der Provinz Kilan gegenüber, sind zwei sehr gefährliche Strudel, von denen die von dieser Seite schiffenden persischen Fahrzeuge sich möglichst weit entfernt halten. Das

Brausen dieser Strudel hört man sehr weit. Dann sammeln die am persischen Busen wohnenden Leute in jedem Herbste die Blätter einer Weide an dem Ufer ihres Busens. Diese Weiden aber wachsen nicht am persischen Busen, da gibt es gar keine von dieser Art; dagegen sind sie sehr häufig am Meergestade von Kilan. Wie kommen nun wohl diese Blätter von einem Königreich in das andere, wenn wir nicht mit Avril annehmen wollen, daß das kaspische Meer durch unterirdische Kanäle mit dem persischen Busen in Verbindung stehe? — Doch genug über das kaspische Gewässer.

Unsere Reisenden schifften sich auf einem ziemlich schlechten moscovitischen Fliboth (einem kleinen Schiff von nicht 100 Tonnen Last), ein. — Da indessen die Zeit für die Schifffahrt außerordentlich günstig war, so achteten sie nicht sehr auf das Uebrige. In sechs Tagen kamen sie von der sicheren und bequemen persischen Rhede Niezova auf die Wolga, ehe man es wußte; so schnell trug sie ein Ostwind dahin. Das Wasser der majestätisch fließenden Wolga ist süß, und war Avril sehr willkommen.

Die Wolga stürzt mit vielen Mündungen in das kaspische Meer. Kaum war das Fliboth, auf welchem unsere Reisenden sich befanden, in eine dieser Mündungen eingesegelt, alsbald saß es auch durch die Unvorsichtigkeit der Piloten auf einer Sandbank. Während das Schiff wieder flott gemacht wurde, be-

schäftigte unsere an ähnliche Unfälle schon gewöhnte Reisenden der Fischfang, welchen die Küstenbewohner hier trieben. — So viel Vergnügen aber der Caviar-Fang gewährte, so viel Plage hatten auch unsere Väter von den Mückenschwärmen auszustehen, welche sich Morgens und Abends auf der Wolga sehen ließen, und sehr empfindlich stachen, wo sie sich nur auffsetzten. Diese Plage mußten sie so lange dulden, bis der Gouverneur von Astrachan ihnen die erbetene Erlaubniß gewährte, ihre Reise fortzusetzen.

Nachdem sie drei Tage auf diese Erlaubniß gewartet hatten, kamen sie endlich am vierten Tage auf einem Ruderschiff, welches sehr behende bewegt wurde, in Astrachan an, welche Stadt von der Mündung der Wolga, wo man auf den Sand gerieth, nicht weiter als zwölf oder dreizehn Meilen entfernt war.

Astrachan, welches die Geographen gemeiniglich unter den acht und vierzigsten Grad nördlicher Breite setzen, ist eine auf einer von der Wolga gebildeten Insel gelegene Stadt, dreizehn Meilen von der Mündung des genannten Stromes entfernt. Sie hat eine doppelte Mauer, ohne eine andere Befestigung, als kleine Thürme auf derselben. Die Artillerie der Stadt war sehr schön, und die Garnison sehr zahlreich. Weil der Boden, auf welchem die Stadt gebaut ist, sehr sandig ist, so pflegt in dem Sommer die Hitze unerträglich stark zu werden, und die Einwohner zu öfterm Baden des Tages zu nöthigen. In

der Umgebung der Stadt wachsen Früchte aller Art, und im Ueberflusse; dabei sind sie eben so zart, als zahlreich. Besonders köstlich sind die Wasser-Melonen oder Karpous.

Außer den Einwohnern der Stadt, welche meistentheils Moscoviten*) sind, findet man daselbst auch viele Menschen aus andern Völkern, Armenier, Tartaren und andere, auch Kalmücken. Diese letztern sind von einem Nomaden-Stamme aus den weiten Ebenen zwischen Astrachan und dem kaspischen Meere, wo niemals Schnee liegt wegen der Nähe des Meers und der Wärme des Klimas, und folglich das ganze Jahr ihre Heerden auf freiem Felde bleiben können.

Diese Kalmücken und Tartaren zahlen dem russischen Statthalter, nach Avrils Berichte, jährlich eine Naturalien-Steuer, welche in Brod, Melonen, gebranntem Wasser, und Tabak besteht, sind sonst aber wenig kultivirt, und meistens Götzendiener, wie ihre Nachbarn, die Banianen oder Indier, die sich mit ihren Töchtern verheirathen. Uebrigens haben sie ein gutes Gemüth, und in der Stadt ihr eigenes Viertel oder Quartier, wo sie wohnen dürfen, wenn sie aus den Ebenen heimkehren wollen.

---

*) Ich bemerke, daß ich dieses Wort, wie Avril, für das gleichbedeutende Russen gebrauche.
A. d. V.

Von den Banianen, erzählt Avril, daß sie an eine Seelen-Wanderung glaubten, und daher nichts Lebendes genößen, eine besondere auf Aberglauben gestützte Verehrung und Sorge für ihre Kühe hegten, und von allen Speisen, die sie zu sich nähmen, etwas in die Luft, etwas auf die Erde, etwas in das Wasser und etwas in das Feuer werfen, um die in diesen Elementen verborgene Gottheit zu ehren. Mehr konnten unsere Reisenden über die Religion und über die religiösen Sitten der Banianen nicht erfahren, so sehr sie auch bei einem Brahmanen derselben, der sie von Persien begleitete bis Astrachan, darum bemüheten.

Dieß genüge über die Nationen, welche die Bequemlichkeit des Handels genöthigt hat, sich in dieser Hauptstadt der Tartarei festzusetzen, wo unsere Reisenden den zwanzigsten Juni, zwei Monate nach ihrer Abreise von Erivan, ankamen. Sie logirten sich in die Karavanserei ein, um da mit allerlei Volk zusammen zu seyn, und unter diesem auch mit einigen, welche die Reise nach Pekin schon mehrere Male gemacht hatten.

Hier fanden sie leicht Jemand, der sie über ihren zu nehmenden Weg gut und sicher unterrichten konnte. Ein Kaufmann aus Bochara, welcher schon viermal die Straße von der einen Stadt zur andern gemacht hatte, theilte ihnen recht gerne zuverlässige Notizen mit.

„Die Straße der Usbeken nach China, sagte er, ist weder so schwierig, noch so lang, wie man sich dieselbe gewöhnlich vorstellt. Es sind wohl einige Wüsten zu durchziehen; allein sie sind nicht schwieriger, als die in Persien und in der Türkei. Auch sind die Karavanen stets zahlreich und wohl begleitet vom Militair, und man findet unter Weges die nöthigen Erfrischungen eben so gut, wie an andern Orten. Stößt man dann und wann auf einen Trupp Tartaren, so hat man dieselben eben nicht zu fürchten, wenn man ihnen freiwillig etwas schenkt und ihnen freundlich begegnet; sie unterstützen dann vielmehr die Reisenden, was die Araber in den Staaten des Großherrn selten, oder gar nicht thun. Was die Entfernung von Bokara und Pekin beträgt, weiß ich nicht genau zu bestimmen; eben so wenig kann ich die Zahl der einzelnen Städte angeben, durch welche man kommt. Ich kann nur sagen, daß ich zwei Mal an die Gränze von China kam. Die Wege, die ich durchzog, führten, der eine von Südost über Samarkand, Kaboul, Kaschemir und Barantola; der andere gerade von Ost durch die Mitte des Gebietes der Mongolen, welche Götzendiener und dem König der Usbeken, einem mahometanischen Fürsten, unterthan sind. Verfolgt man den ersten Weg, so ist Sokzi die erste chinesische Stadt, in die der Reisende kommt. Von da kann man in einem Monate nach Pekin kommen. Wählt man aber den

zweiten Weg, so ist die erste chinesische Stadt Kokutan, eine Gränzfestung der Chinesen gegen Kalmücken. Von hier bis nach Pekin sind dann noch fünfzehn Tagereisen. In beiden Städten muß man jedoch einige Tage verweilen, bis man die Erlaubniß zum weiteren Eintritte in das Königreich von dem Statthalter erwirkt hat. Diese Erlaubniß erhält der Reisende jetzt ohne viele Mühe. Man bittet nämlich einen tartarischen Fürsten, unter irgend einem Vorwande, einen Gesandten nach Pekin zu senden. Diesem Gesandten schließt man sich an, und kommt dann sicher hin und her."

Soviel sagte unsern Reisenden der Kaufmann aus Bochara, und sie konnten sich um so mehr auf seine Aussagen verlassen, da sie alle mit den früher eingezogenen Erkundigungen des Vater Barnabas übereinstimmten. Auch stimmten sie ganz mit dem, was man in Astrachan erfragt. Durch einen angesehenen russischen Mönch, dessen Bekanntschaft unsere Väter gemacht hatten, erfuhren sie auch aus einem in dessen Händen befindlichen Tagebuche einer Reise nach China, welches zwei Kaufleute geschrieben hatten, daß man von Astrachan nach Pekin über Bochara und Samarkand nicht mehr als einhundert und eilf Tagmärsche habe. Auch die Namen der Städte in diesem Tagebuche trafen mit der obigen Angabe genau zusammen.

Aus allen weiteren Nachforschungen über die ei-

gentliche Entfernung der Hauptstadt China's, Pekin, von der Hauptstadt der Usbeken, Bochara, ging für unsere Reisenden soviel sicher hervor, daß sie nicht mehr als sechs hundert und dreizehn Meilen betrug, daß man also zu Lande in viel kürzerer Zeit und mit weniger Gefahren nach China kommen konnte, als zu Meer, zu welchem letzteren Weg man zeither stets zwei Jahre nöthig gehabt hatte.

Nachdem sich unsere Reisenden authentische Nachrichten über den von Astrachan nach China einzuschlagenden Weg gesammelt, und mithin dieses für die Missionäre zuerst bekannt gemacht, dachten sie an nichts weiter, als sich an eine Karavane anzuschließen, welche nach Samarkand ging. Weil aber zwischen den Kalmüken und Usbeken ein offener Krieg ausbrach, so wollte man mit der Reise etwas zögern, und zuvor erst nach Moskau gehen; besonders da man erfahren hatte, daß dort vor einiger Zeit eine Karavane von chinesischen Handelsleuten angekommen war, die unfehlbar mit dem Ende des Winters in ihr Vaterland zurückkehren wollte. Dieser Karavane sich anzuschließen, hielten unter bemeldeten Umständen unsere Reisenden für das sicherste.

Man wendete sich an den Gouverneur, um einen Paß nach Moskau zu erhalten. Das Begehren unserer Reisenden wurde aber abgeschlagen, bloß, weil der Gouverneur, kränklich, sich des Paters Barnabas, eines guten Arztes, nicht entschlagen wollte. Alle

Bitten und alle Vorstellungen blieben daher fruchtlos. Selbst die Armenier, mit denen unsere Väter angekommen waren, verwendeten sich bei dem Gouverneur umsonst zu ihrer Gunst; er blieb halsstarrig auf der Verweigerung eines Reisepasses. Man warf ihm endlich sogar seinen Undank für die Zeichen der Freundschaft, die man ihm durch Beistand in seiner Krankheit bewiesen, vor; allein alles half nichts. Man miethete sich deßhalb ohne weiteres zwei Plätze auf dem Schiffe eines Kaufmanns, welches nach Moskau ging, und schiffte sich ohne Erlaubniß zur Reise ein; allein auch damit kam man nicht von der Stelle. Auf Befehl des Gouverneurs mußten die Väter wieder ausgeschifft werden, und es erging sogleich an alle fremden Schiffe im Hafen der Befehl, bei der Ungnade des Gouverneurs unsere Reisenden nicht an Bord zu nehmen. So mußten April und Barnabas vier ganze Monate in Astrachan zubringen.

Endlich erhielten, da schon die Jahreszeit sehr vorrückte, unsere Reisenden durch die freundschaftliche Verwendung der beiden obersten Geistlichen in Astrachan, durch die des Erzbischofes der dortigen Katholiken und durch die des Obern eines Basilianer-Konventes daselbst, die Erlaubniß zur Abreise. Man dankte seinen Wohlthätern auf das herzlichste, und schiffte sich eiligst ein, um sich von einer Stadt wegzubegeben, wo ihnen eine bloße Laune des Gouverneurs nichts als Verdruß gemacht hatte. Man fand

nämlich im Hafen eine große Barke, welche nach Saratof ging, um dorthin Fische für die Tafel des Czar zu bringen. So unbequem man auch auf diesem Fahrzeuge reisete, weil man daselbst stets der Luft ausgesetzt war, so wollte man doch nicht mehr säumen, um die Karavane in Moskau noch anzutreffen. Der neunzehnte October war der Tag der Abreise.

Die ersten Tage der Schifffahrt auf der Wolga waren glücklich, von gutem Ostwinde begünstiget. Als man aber in die Nähe der Stadt Tschornio kam, ungefähr sechzig Meilen von Astrachan die Wolga hinauf; so mußten schon wegen des Mangels an gutem Wind Matrosen an das Land gesetzt werden, um die Barke zu ziehen; was nicht nöthig ist, so lange man die Segel gebrauchen kann. Mit welcher Anstrengung der Matrosen ein solches Schiff fortgezerrt wird, läßt sich leicht denken.

Nachdem man bei der genannten Stadt vorüber war, fing man schon an, den Unterschied des Klima's zu bemerken, und den nahenden Winter zu fühlen. Zum Unglücke hatte man sich nicht vorgesehen mit Gegenständen, mit welchen man sich gegen Kälte und Wetters-Rauheit zu schützen pflegt. Unsere Reisenden mußten daher gewaltig frieren, und glaubten nicht selten der Kälte unterliegen zu müssen. Avril konnte seine Füße zuletzt nicht mehr erwärmen, und bekam noch obendrein das Fieber, welches ihm oftmals in ei-

nen solchen Zustand versetzte, daß er glaubte, er würde das Ende der langsamen Schifffahrt nicht erleben.

Das Schiff rückte indessen doch allmählig dem Ziele der Reise näher, und Barnabas bedauerte nur, daß er seinen Gefährten nicht so unterstützen konnte, wie er möchte, um seine Gesundheit zu heben. Zu allem Mißgeschicke dieser Reise aber kam zuletzt noch das traurigste. Als man sich in der Nähe von Czaritsa, der zweiten Stadt auf dem Wege von Astrachan hieher, befand, entstand auf dem Schiffe eine wüthende Feuersbrunst, die man, weil sie im unteren Raume des Fahrzeuges ausbrach, nicht eher bemerkte, als bis sie vollständig war, und nicht mehr getilgt werden konnte. Es half kein Wasseraufgießen mehr, kein Zusammenbrechen der Equipage; die gut eingetheerten Hölzer brannten nur immer stärker, und jedermann war so nur allzusehr besorgt, sich selbst zu retten. Man wendete also das brennende Schiff gegen das Ufer so schnell, als es geschehen konnte, und ließ es dann, als man heraussprang, einen Raub der Flammen werden.

Das Ende dieser Gefahr war aber nur der Anfang einer noch größeren. Kaum am Ufer angelangt, nahte eine Horde von Tartaren, die sich an dem Strande der Wolga aufhalten, um Reisende zu plündern oder zu Sklaven zu machen. Diese Tartaren gehören nicht zu dem Stamme derer, welche in Astrachan ihre Winterwohnungen haben. Doch auch dieser drohenden

Gefahr entrannen sie glücklich, und unsere Reisenden verbargen sich vor den Räubern in Schlupfwinkeln am Ufer der Wolga.

Zu ihrer großen Freude sahen sie bald darauf das Fahrzeug eines moskovitischen Offiziers die Wolga heraufkommen. Unsere Reisenden und einige Matrosen, die bei ihnen geblieben waren, eilten, dem Schiffe ein Zeichen zu geben. Es wurde gesehen, und es kam bald ein Boot heran, um unsere Unglücklichen nach ihrem Begehren zu befragen. Das Schiff gehörte einem moskauer Obersten, den unsere Reisenden in Astrachan kennen gelernt hatten, und dem Barnabas als Arzt gedient hatte. Dieser nahm unsere Väter und die Matrosen auf, froh, daß sich eine Gelegenheit darbot, dem Vater Barnabas zu danken; und so ward die Reise nach Saratof fortgesetzt, obgleich auch dießmal nicht ohne Ungemach und Hinderniß.

Endlich fror gar die Wolga zu. Am Ufer die räuberischen Tartaren, von Saratof noch fünf Tagereisen entfernt, auf dem Schiffe Mangel an Lebensmitteln — was war zu thun? Der Vater Barnabas entschloß sich, mit einigen Begleitern nach Saratof zu gehen, und Schlitten zu holen. Avril blieb mit den übrigen Leuten bei dem Obersten, um das Schiff mit demselben und seinen Leuten gegen die Angriffe der Tartaren zu vertheidigen, bis nach zwanzig langen Tagen Barnabas mit den Schlitten und einigem fri-

schen Proviant ankam, und die Fortsetzung der Reise möglich machte.

Kaum war man sechs Meilen auf der schlecht und holperig zusammengefrorenen Wolga hinaufgezogen, so wurde die Karavane von einer sechzig Mann starken und beutelustigen Horde von Tartaren angefallen. Theils ritten sie zu Pferd, theils auf Dromedaren. Ihr Angriff wurde jedoch mit Feuergewehren zurückgewiesen, und sie zogen sich nach einem Peloton schreiend zurück. Endlich kam die Karavane in Saratof an, ohne nur das Mindeste verloren zu haben auf dem ganzen Wege.

In Saratof blieben unsere Väter acht Tage in dem Basilianerkloster, um sich bei diesen freundlichen Mönchen zur Fortsetzung der Reise die, besonders Avril nöthige, Stärkung zu verschaffen, sich mittlerweile gute Wegeführer nach Moskau, Schlitten dahin und anderes Nöthige auszusuchen. Denn sie wollten nun die Reise zu Land weiter fortsetzen, und Moskau war noch drei hundert Meilen entfernt.

Den zehnten Dezember wollte die Karavane von Moskau abziehen. Unsere Reisenden ließen sich daher weder von der Kälte, noch vom gefallenen tiefen Schnee abhalten, und eilten so sehr als möglich, in Moskau anzukommen. Die Reiseschlitten wurden mit Betten und Pelzwerk versehen, zwei Führer zogen voran, und so ging die Reise weiter. Die ersten drei Tage passirte man eine wüste Steppe von mehr als

vierzig Meilen, ohne einen Baum, oder eine Hütte anzutreffen. Doch, man hatte Holz, Wasser und Lebensbedarf bei sich, und kochte sich selbst. Endlich gelangte man glücklich nach Pinzer, welches eine kleine Stadt ist, nicht weiter als drei Meilen von der großen unbebauten Ebene, die man durchzogen. Der Rest der Reise war so angenehm und bequem, als es die Jahreszeit gestattete. Es waren helle und heitere Winter-Tage, und weil alles gefroren war, Schnee und Eis, so überführte man in dieser Zeit alles leicht auf einem Schlitten.

Die sonst sehr wenig angebaute Strecke Landes von Astrachan bis Moskau ist seit dem Kriege der Russen mit den Polen mit mehreren Kolonien der ersten bevölkert worden. Die Bewohner der verschiedenen Orte sind meistentheils Tartaren und Götzendiener; doch gibt es auch Mahomedaner und andere Russen hier. Diese letztern bewohnten zum Beispiele die Stadt Kassimof, wo sie ihre Kirchen und Moscheen hatten, wie in andern Gegenden, und ihre Religion mit aller Freiheit ausüben durften. Die Russen schienen überhaupt auch keine Neigung zu haben, die Götzendiener dieser Gegend, die man auch Mordevaten nannte, zu bekehren.

Unter verschiedenen Gedanken über die Möglichkeit der Bekehrung solcher Ungläubigen, und über die Art und Weise, wie so etwas zu bewerkstelligen sei, kamen unsere Reisenden endlich in der Hauptstadt des

moskovitischen Reiches an. In dieser großen und außerordentlich prächtigen Stadt wurden sie von den deutschen Jesuiten dort mit aller Herzlichkeit aufgenommen. In den ersten Tagen des Aufenthalts zu Moskau besuchten unsere Reisenden den ersten Staatsminister, den Fürsten Gallitzin, um ihm den Reisepaß von Astrachan zu überreichen. Sie wurden sehr gut von diesem gewandten und geistreichen Staatsmanne aufgenommen, über den Zweck ihrer Reise befragt, und erhielten dann ohne große Schwierigkeit die Zusicherung, daß man alles anwenden und aufbieten würde, ihren Plan und ihrer Reise Zweck zu erfüllen und durchzusetzen.

Nun suchte man zunächst die chinesischen Kaufleute, um sich bei ihnen über die verschiedenen Straßen, die man nach China einschlagen könnte, zu erkundigen; um zu erfahren, wie viel Zeit man brauche, um dort hin zu kommen; um einige Nachrichten über die Völker einzusammeln, zu welchen man unterweges kommen würde, und die Art und den Grad der Sicherheit kennen zu lernen, die man auf einer so weiten Reise nöthig habe; kurz — um alles zu erfahren, was den Plan unserer Väter auf irgend eine Weise fördern könnte.

Die Chinesen waren aber nicht leicht zu finden in dieser großen Stadt, die damals an sechs bis sieben hundert tausend Einwohner zählte, und als man sie endlich fand, so waren sie keine eigentlichen Chine-

sen, sondern Tartaren aus der Gegend von Kitay, welches weite Land mit China von der Nord-West-Seite zusammenhängt, und wo die Russen Kolonien angelegt, um dasselbe noch mehr zu bevölkern. Die Kaufleute waren also aus dem Landstriche zwischen dem Obi und China.

Unsere Reisenden sahen dadurch ein, daß die Russen Kitay sehr gut von China unterschieden. Unter Kitay verstanden sie nämlich das Land zwischen dem Obi, der Wolga und China, was wir die große Tartarei nennen, die in Völkerhorden abgetheilt ist, wovon eine jede ihren Chan oder Taiso hat. Das eigentliche China nannten die Russen mit dem türkischen Namen Tschimmatschim oder Kitay-Kitay.

Obgleich aber die Kaufleute keine ächten Chinesen waren, so konnten sie doch über alles die beste Auskunft ertheilen, weil sie sowohl mit den eigentlichen Chinesen, als mit den Moskoviten Handels-Verbindungen hatten, und eben so oft nach Pekin, als noch Moskau zu kommen pflegten. Auch waren einige moskovitische Kaufleute im Stande, unsere Reisenden zu belehren. Diese wählten nach Pekin gewöhnlich den Weg über Archangel und Tobolsk, also durch Sibirien, und zu dieser Reise brauchte man dann nicht mehr als sechs Monate.

Drittes Buch.

Reise nach China.

Die alten Geographen berichten von dem unermeßlichen Länderstriche im Norden zwischen dem Obi und zwischen China entweder fast gar nichts, oder sie geben Vermuthungen für baare Wahrheiten. Die neueren unterrichten uns nicht besser; sie erfüllen entweder diese Räume mit Wäldern ohne Ende, oder mit fürchterlichen Wüsteneyen. Die Kosaken, welche man Zaporogen nennt, die jenseits der Wasserfälle des Borysthenes wohnen, waren die ersten, welche die Länder um den Obi entdeckten, wo man jetzt mit eben der Leichtigkeit reiset, wie in ganz Europa. Sie wollten sich nicht unter die Oberherrschaft der Moskoviten beugen, und entschlossen sich, ihr Land zu verlassen, weil sie es nicht vertheidigen konnten gegen die Uebermacht. Sie wanderten bis an die Wolga vor, bis nach Casan, und von da dann leicht bis zum Irtih. Sie verfolgten ihren Weg noch weiter bis an den Zusammenfluß des Irtih und des Tobol, und gründeten dort die Stadt Tobolsk. Nach und nach breiteten sie sich aus, und besetzten allmählig die Umgegend des Obi, oder ganz Sibirien. Hier, wo ihnen alle Bequemlichkeiten des Lebens mangelten, wo sie nichts hatten als die Zobeljagd, schlossen sie sich endlich an die Moskoviten. So rückten die Moskoviten, welche sich hier mit dem Zobelfang auch befaßten,

allmählig immer weiter an die Gränzen des chinesischen Reichs vor. Man baute sogar ein Fort an der Gränze, über welches Streitigkeiten mit den Chinesen vorfielen. Durch dieses Suchen nach Zobeln und schwarzen Füchsen, deren Fell noch theurer ist als das der Zobel, entdeckte man aber, wenn man auch sonst nichts dabei gewann, doch verschiedene Wege, die nach dem chinesischen Reiche führten.

Der erste Weg führt durch das Land der Indier und Mogulen, welche größtentheils Räuber sind, und die weiten menschenleeren Gegenden, durch welche der Reisende wandern muß, sehr unsicher und gefährlich machen, ja fast ganz und gar unzugänglich. Doch haben Tataren aus Astrachan und Bokara, eben so Armenier und Perser diesen Weg schon gemacht, freilich wohl vorgesehen und in einer Karavane.

Der zweite Weg führt über Samarkand, Kabul, Kaschemir und Turafan und durch andere Städte der Usbeken. Dieser ist etwas schwierig wegen des vielen Sandes, wie wegen der Kalmüken, die den Reisenden oft anfallen und beunruhigen. Doch haben Moskoviter diesen Weg auch schon gemacht. Sie gingen dann über Tobolsk nach Bokara durch Kasan, und schloßen sich an die Usbeken, um über den Obi nach China zu kommen.

Der dritte Weg ist sehr gewählt; er wird von Tartaren der Usbeken, von Kalmüken und Moskoviten

eingeschlagen. Von Tobolsk zieht man an den Salz-Seen von Irtich und Kama vorbei nach der Stadt Sinkameh. Von da setzt man dann seinen Weg fort durch das Land der Kalmüken und Mongulen bis nach Kokutan, welche Stadt nur noch acht bis zehn Tagereisen von der berühmten chinesischen Mauer entfernt ist. Dieser Weg hat auch seine Schwierigkeiten. Es fehlt oft an Wasser. Die Kalmüken sind nicht selten den Reisenden furchtbar. Von Kokutan kann man durch verschiedene Thore der großen Mauer in das chinesische Reich gelangen.

Der vierte Weg führt über Tobolsk, über den Obi, über Szelinga nach der Stadt Szelingui. Von hier steigt man in das Land der Mongulen hinab, und kommt in acht Wochen an den Ort, wo der Taiso oder der Kan Kutnsta-Lama residirt, und die Reisenden bis nach China begleiten läßt. Diesen Weg nahmen die russischen Kaufleute, als die Moskoviten mit den Chinesen am Fluße Yamur Krieg führten. Er ist der sicherste und bequemste von allen. Man darf sich nur an einigen Orten mit Wasser und Holz versorgen. Vor Räubern hat man sich nicht sehr zu fürchten; denn ihre Zahl ist hier nicht bedeutend, auch sind sie nicht so grausam, wie an andern Orten.

Der fünfte Weg ist jener, welchen der moskovitische Gesandte Spartarius nach China wählte. Er führt durch Sibirien nach Nerczinski an

dem Flusse Szilka. Dann kommt man nach Dauri, etwas entfernt von dem Flusse Najunai. Von hier setzt man seinen Weg dann nach Cheria fort, welches der Eingang zu China ist. Die Entfernung von Nerczinski bis nach Dauri, und von hier nach Cheria ist gleich groß.

Diesen Weg hält Avril für eben so sicher, als kurz. Denn von Nerczinski bis an den Fluß Arguz, welcher sich mit dem Yamur vereiniget, findet man stets Yachutchiki, oder moskovitische Zobeljäger; und von da zieht man in einen Landstrich der Mongulei, dessen Bewohner sich vor den Moskoviten gewaltig fürchten.

Der sechste Weg geht ebenfalls über Nerczinski und durch die Mongulei, von welcher man sich an den See Dalai begibt. Von Nerczinski bis zu diesem See kann man in einer Woche gelangen. Dort findet man schon Unterthanen des Kaisers von China, welche sich in den Umgebungen des See's angebaut haben, und von welchem man in drei Wochen nach China kommen kann auf einem von Ochsen gezogenen Fuhrwerke. Dieser See ist ganz schiffbar, wie der Arguz-Fluß, und hat ein schönes Gestade. In der Nähe des genannten Flusses gibt es Silber- und Bleiminen; auch hat an demselben ein Taiso seine Residenz, welcher verbunden ist, dreimal des Jahrs moskovitischen Kaufleuten das sicherste Geleite nach China zu geben.

An diese Berichte knüpfen sich leicht einige Nachrichten von den verschiedenen Völkern, zu welchen der Reisende auf diesen Wegen kommt. Sie sind zuverlässig, und stimmen mit den Jahrbüchern von China und mit den Nachrichten anderer Reisenden überein.

Das erste Volk sind die Bogdohi. Diese werden von den Chinesen orientalische Tartaren, von den Mongulen Nuchi genannt. Ihr Land ist groß, und stark bewohnt. Es hat mehrere Chans oder Fürsten, welche auch Taiso's heißen. In dem Lande der Bogdohi ist eine besondere Provinz, welche von den Moskoviten Diutchari, und von den Mongulen Diurski genannt wird. Sie liegt zwischen dem orientalischen Meere und den Flüssen Chingala und Yamur. Dieses Volk war sonst sehr bekannt, als es noch nicht den Chinesen zinsbar war, und es gab eine Zeit, wo es ganz China unterjocht haben würde, wenn die Tartaren der Usbeken nicht den Chinesen zur Hülfe gekommen wären, und mit diesen gemeinschaftlich die Bogdohi in ihren eigentlichen Stammbezirk zurückgedrängt hätten. Der letzte Regent war aus der Familie Jvena. Die Chinesen setzten ihn ab, und gaben seinen Platz an einen Fürsten aus der Familie Taiminga. Dieß geschah im Jahr 1386.

Die Wohnungen der Bogdohi sind Erdhütten, wie in der Provinz Dauri. Die Bewohner derselben treiben Handel mit Zobel-Fellen, und Häuten von den

schwarzen Füchsen. Uebrigens haben sie wenig Vieh. Ihre Pferde sind klein. Sonst sind diese Menschen etwas civilisirt, und gewandt wegen des großen Verkehrs, den sie mit den Chinesen haben. Sie sind der christlichen Religion geneigt, und nehmen dieselbe leicht und gerne an. Sie sprechen gewöhnlich die persische Sprache mehr und lieber als die türkische. Ihrer eigenen Sprache Schriftzüge gleichen denen der Perser, aber sie schreiben und lesen wie die Chinesen. Ihr Alphabet hat mehr als sechzig Buchstaben.

Die Flüsse Yamur, Arguz und Chingala haben viel Rubinen und Perlen.

Der Gebrauch des groben Geschützes und des Pulvers ist bei ihnen wenig gemein und bekannt. Ihre Kanonen sind schlecht, machen viel Lärm, aber wirken wenig.

Zunächst an diese orientalischen Tataren stößt im Westen ein großes und weites Land, Mongulien. Im Westen gränzt es an die Quellen des Yamur, und an die Kalmüken-Tartaren; im Südwesten an Turkistan, und im Osten an China. Die Mongulen sind von den Kalmüken durch große Wüsten getrennt. Sie haben drei Chanate oder Fürstenthümer, deren Häupter, Taiso's, stets gut mit einander auskommen, weil sie aus einer Familie sind. Städte und Dörfer gibt es nicht. Die Häuser stehen vereinzelt in diesem Lande, wie Meierhöfe; ihre Anzahl ist nicht beträchtlich.

Der Charakter der Mongulen, die man auch am Dalai und nahe bei dem Fluße Szelinga trifft, ist von Natur sehr sanft und friedlich. Entsteht auch dann und wann ein Streit unter ihnen, so legt ihn der Cutusta, der Vikar des Dalai-Lama, oder des Lamalamalow, des Oberpriesters der Mongulen, oder ein anderer Richter leicht wieder bei.

Der Reichthum der Mongulen besteht größtentheils in ihrem Viehe, und in ihrem Handel mit den Moskoviten. Das Land ist wasserreich und sehr fruchtbar. Es könnten alle Sorten Früchte daselbst gedeihen. Alle Bäche und Flüße des Landes fließen in den Szelinga.

Mit den Bogdohi's sind die Mongulen nicht gute Freunde; doch können sie denselben ohne Feuergewehre keinen empfindlichen und siegreichen Schlag beibringen.

Der ganze Landstrich zwischen der Mongulei und Astrachan gehört dem Volke der Kalmüken, welche in eine Menge Chanate vertheilt sind. Der mächtigste dieser Chanate ist Otchiurtikan, der seinen Ursprung von dem berüchtigten Tamerlan ableitet.

Die Kalmüken haben keine festen Wohnplätze; sie leben unter Zelten von Filz gemacht, welche sehr nett und bequem sind. Es gibt nicht leicht ein Volk, das schneller sein Lager auf- und abschlägt. Sie sind stets im Wandern begriffen und Götzendiener, wie

alle andern Völker der großen Tartarei bis Indien. Alle diese Völker kennen kein anderes Haupt ihrer Religion, als den Dalai-Lama oder Lama-Lamalow. Nur die Bewohner von Bokara und Samarkand bekennen sich zum Mahomedanismus.

Dieser Dalai-Lama, der vielleicht mit dem famösen Kaiser von Abyssinien (Prête-Jean) *) eine und dieselbe Person ist, und einst das in diesen Ländern durch den Apostel Thomas verbreitete, später aber wieder verlöschte, Christenthum beschützte, hat seinen Sitz in dem Königreiche Tanchut, welches sich von den Mongulen, Kalmüken und von Turkistan, zwischen China und Persien, bis nach Indien erstreckt, und wohnt in einer kleinen Festung Beatalahé, nahe bei der Stadt Barantola. Der Dalai-Lama stirbt nie; er verjüngt sich stets wieder, wie der Mond des Himmels. Da uns Avril

*) Das Wort Preste-Jean oder Prête-Jean ist offenbar eine Verstümmelung des persischen Wortes Prestegiani, welches soviel heißt, als der Apostolische. Dalai-Lama ist dann wahrscheinlich der Name eines Regenten des Reiches von Kitay und Beschützer des Christenthums gewesen; nachher aber, als dieses erlosch, zur Sage geworden; und Titel eines Oberpriesters dieser zum Götzendienst zurückgefallen Völker.

A. d. Bearbeiters.

in Hinsicht auf diese angedeuteten religiösen Vorstellungen der Mongulen nichts Ausreichendes berichtet; so setze ich auch nichts hinzu, als die Worte: es wäre für die Geschichtforscher ein schönes Problem, das Dunkel, welches über der Person des Brestegiani und Dalai-Lama schwebt, aufzuklären, und dadurch den staunenswerthen Fortschritt des Christenthums in Asien und dessen plötzlichen Verfall in diesen Reichen zu erklären.

Außer den verschiedenen Tartaren, von denen bisher die Rede war, gibt es auch in diesen Gegenden noch andere Völkerstämme, als: Ostjaken, Bratsken, Jakuten und Tongusen, die sich an den Flüssen und Seen von Sibirien bis in die Mongulei ausgebreitet haben. Alle diese Leute haben ein großes Gesicht mit starken Backenknochen und von olivenähnlicher Farbe. Ihre Augen sind klein, aber voll Feuer. Ihre Nase ist kurz und platt. Die oberen Lippen und das Kinn sind mit einem kleinen Bart bedeckt. Die Gestalt des ganzen Tartaren ist mittelmäßig, aber verhältnißmäßig. In ihrem Wesen sind sie entschlossen, aber eben nicht wild. Ihre Kleidungsstücke sind alle einander gleich, und aus Fellen zusammengenäht. Um die Hüften tragen sie einen Gürtel, über die Schultern hängen sie eine Tasche und einen Köcher mit Pfeilen, auch ein Schwert, und in die Hand nehmen sie den Bogen.

Dieser Tartaren, wie der Kosaken bedient sich die

russische Regierung zu Kolonien an die Gränzen von China; und weil sie streitbar sind, so erweitern sie die Gränzen des russischen Reichs mit Glück, und rücken immer weiter vor.

Die den Chinesen am nächsten gelegene Stadt ist Albazin. Von hier kann man in drei Wochen nach Pekin kommen. Von Moskau bis Albazin braucht man dagegen drei Monate. Sie liegt am Yamur, und es entsteht zwischen ihren Bewohnern und den Chinesen oft Streit über die Perlen-Fischerei in diesem Flusse, und über das Recht dazu; eben so auch über die Zobel-Jagd.

Aus dem Allen geht nun hinlänglich die Wahrheit hervor, daß der Weg von Moskau nach China's Hauptstadt weder chimärisch, noch unausführbar sey, wie man bisher (d. h. bis auf Avril's Zeit) hat vorgegeben. Die moskovitischen Kaufleute machen auch wirklich diesen Weg jetzt mit großer Sicherheit. Man reiset von Moskau gewöhnlich im Februar ab, und bedient sich durch Sibirien der Schlitten. Dann schifft man auf den verschiedenen Flüssen nach dem Obi, und setzt seinen Weg zu den Ostjaken fort. Ja, man gebraucht selbst die Schlitten auf den Flüssen, wenn sie noch gefroren sind. In diesem Fall erhalten sie eine Segelstange und ein Segel, oder man läßt von Elendthieren und Hunden dieselben fortziehen, wenn der Wind kein Segel gestattet. So wird die Reise ohne Unterbrechung leicht fortgesezt, selbst noch

auf dem Flusse Genessai, wo die Russen für die Bequemlichkeit der Reisenden eine Stadt gleiches Namens angelegt haben.

Auf Flußschiffen begibt man sich von hier auf die großen Ströme Tongusi und Angara, welcher letztere seine Quelle im See von Baikala hat. Dieser See ist fünfhundert Werste lang und an vierzig breit; seine Wasser sind hell und tief. Er ist von hohen Bergen umgeben, woselbst der Schnee den ganzen Sommer nicht vergeht. Die Schiffahrt auf diesem See ist schwierig wegen der wechselnden Gebirgswinde, die darüberwehen.

Hat man den Baikala verlassen, so wendet man sich auf den Strom Schelinga, an welchem, fünfzig Meilen von seiner Mündung entfernt, eine von den Moskoviten erbaute Stadt gleiches Namens sich befindet, von wo die Karavanen leicht nach China fortziehen. Will man aber hier nicht allzu hoch stromaufwärts steigen, so wendet man sich nach Mongulien, nach Süd, und und setzt seine Reise auf Maulthieren oder auch Dromedaren fort, bis man nach fünfzehn Tagemärschen die erste chinesische Stadt erreicht.

Diese Reise machen gewöhnlich die moskovitischen Kaufleute, welche mit den Chinesen in Handels-Verbindungen stehen. Man sieht aber aus dem Berichteten, daß diese Landstriche, die man die große Tartarei nennt, keinesweges ganz unbebaut und wüste

sind. Es gibt daselbst die schönsten Flüsse und sehr gute Produkte, mit welchen starker Handel getrieben wird. Auch ist diese Tartarei sehr bevölkert. Ja, der Woywode von Smolensko, Muchim Puchkim, den Avril als einen sehr geistreichen Mann kennen lernte, versicherte unsere Reisenden sogar, daß aus diesem Lande die ersten Kolonisten nach Amerika gegangen, was auch gar nicht unwahrscheinlich ist.

Jenseits des Obi — sagte der Woywode — ist ein großer Fluß, Kawoina, in welchen sich der Lena stürzt. Dieser Fluß mündet in das Eismeer. In diesem findet man eine durch die Jagd einer Amphibie, des Behemoth, berühmte, große und bevölkerte Insel. Die Einwohner dieser Insel kommen oft an die Gestade des Eismeers, um Jagd auf dieses wegen seiner Zähne geschätzte Thier zu machen, und bleiben oft lange Zeit mit den Ihrigen da. Oft ereignet es sich auch, daß das Eis plötzlich thaut oder borstet. Auf solchen Eisstücken treiben dann nicht selten die Behemeth-Jäger. Wahrscheinlich ist, daß auf diese Weise mehre mit ihren Eisflößen gegen die nördlichste Spitze von Amerika getrieben wurden, da diese zumal nicht sehr fern ist von diesem Theile von Asien. Was die Vermuthung bestätigt, ist: die Einwohner des nördlichsten Amerika's haben dieselbe Gesichtsbildung, welche diese Insulaner haben. Dann findet man auch an den Küsten des tartarischen Meers dieselben Thiere, welche in dem nördlichsten Amerika

Staatsbibliothek MÜNCHEN

angetroffen werden. Auch gleicht sich die Sprache der Völker.

In das Eismeer, oder wie es auch sonst noch genannt wird, in das Meer der Tartarei und von Japan, fließen vier Hauptströme, außer der Menge von kleinen Flüssen. Der westlichste ist der Obi. Immer mehr nach Ost, dann von da vorwärts gehend, trifft man den Genessai, den Lena und den Yamur. Die Schifffahrt auf denselben ist aber schwierig, besonders da, wo sie sich münden, ob sie gleich viel Wasser haben und weit fließen. Deßhalb ziehen die Kaufleute vor, zu Land nach China zu ziehen.

Die Mündung des Obi ist außerordentlich gefährlich wegen der vielen Eisschollen, die das ganze Jahr dort treiben. Eben so ist es mit der Mündung des Genessai, worin noch außerdem viele Wasserwirbel sind. Die Mündung ist nicht weniger gefährlich durch Eis und durch Klippen. Der Yamur hat nun wohl kein Eis, keine Strudel und keine Klippen in seiner Mündung; allein er führt desto mehr Stechginster oder Meerbinsen, so daß seine Mündung damit oft ganz verschanzt ist. Ueberhaupt sind alle diese Flüsse schiffbarer nach ihrer Quelle zu, als nach ihren Mündungen. Eine Eigenheit der Strudel und Cascaden in diesen Flüssen ist auch, daß dieselben einen so angenehmen Geruch verbreiten, als brennten in denselben die köstlichsten und ausgesuchte-

sten Rauchwerke; ein Phänomen, welches genauer Untersuchung werth ist.

Der Fürst Gallitzin hatte unsern Reisenden wohl versprochen, alles aufzubieten, was die Erreichung ihres Endzwecks fördern konnte. Da außerdem auch Rußland an Frankreich die Aufforderung zum Beitritte in ein Bündniß mit Teutschland und Polen gegen die Ottomanen hatte ergehen lassen, und so ein freundliches Verhältniß zwischen beiden Höfen Statt fand, so hoffte man um so mehr auf Unterstützung des Vorhabens. Allein man ward getäuscht, und erhielt keinen Paß, um durch Sibirien nach China vordringen zu können. Es wurde vielmehr unseren Reisenden der Rath gegeben, nach Frankreich zurückzukehren. Umsonst wendete man nochmals Alles an, was gethan werden konnte; man erhielt die nämliche Weisung immer wieder. Da man nun von dieser Seite nicht nach China kommen oder reisen durfte, weil es Rußland aus unbekannten Gründen nicht zugeben wollte; so beschloßen unsere Reisenden, sich vorläufig nach Warschau zurück zu ziehen.

Sie reiseten mit einem Boyaren aus Moskau durch Lithauen nach Polen, und kamen, nachdem sie eilf Monate von Erivan abgereiset waren, den 12. März 1686 in Warschau an.

Viertes Buch.

Reise in Rußland.

So sehr nun auch der Vater Barnabas der Ruhe bedurfte, so ließ doch sein Eifer für die wichtige Unternehmung nicht zu, lange unthätig zu seyn. Er ging von Warschau nach Danzig, um von da baldmöglichst nach Frankreich zu kommen, mit den Oberen seines Ordens weitere Maaßregeln zur Ausführung seines Vorhabens zu besprechen, und durchzutreiben, was bis jetzt so glücklich begonnen war. Damit er jedoch stets auch nöthige Nachrichten aus Moskau haben könnte, so mußte Avril in Warschau zurück bleiben, und hier versuchen, was von hier gewirkt werden konnte. Barnabas selbst ging mit einem holländischen Schiffe indessen von Danzig in wenigen Tagen gücklich nach Amsterdam, und von da reiste er mit einer Extrapost nach Paris.

Während er dort seine Angelegenheiten ordnete, lebte Avril nicht müssig zu Warschau, wo viele Franzosen waren, die schon längst gerne einen Jesuiten aus Frankreich bei sich gesehen hatten. Er übernahm also das Geschäft der Seelsorge und des Predigens bei seinen Glaubensgenossen, und besorgte dieses Amt so lange, bis alles zu einer zweiten Reise nach Moskau geordnet war.

Mittlerweile ward er auch durch die Korrespondenz, welche er mit seinem Gefährten in Frankreich

fortsetzte, veranlaßt, die Bekanntschaft des einen und andern von den bedeutenden Männern in Polen zu machen, z. B. mit dem Marquis Bethune, um durch dieselben einen Einfluß auf den Hof von Polen zu erhalten, und vielleicht selbst den König in der Nähe für sich und den Plan ihrer Reise durch Rußland zu gewinnen. Was so klug und so umsichtig gesucht wurde, erlangte man auch, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil.

Der König von Polen war einer der aufgeklärtesten Regenten in Europa, und konnte zu Folge seiner Verhältnisse zum Hofe in Moskau viel zum Besten unserer Reisenden wirken. Die Sache wurde nach und nach so eingeleitet, daß Avril aufgefordert wurde, diesem Herrscher sich vorzustellen und seinen Schutz und Beistand sich zu erbitten. Die politischen Verbindungen waren günstig, und Polen wollte gerade mit Rußland darüber einen Vertrag schließen, daß es seinen Missionären den Durchgang durch alle russische Besitzungen gestatten möchte. Avril säumte deßhalb auch gar nicht, sich an dem Hofe des Königs von Polen einzufinden.

Der Hof befand sich damals in Javarow, und der Marquis Bethune säumte nicht, Avril sogleich nach dessen Ankunft dem Könige vorzustellen. Der König nahm den Vater sehr gnädig auf, und veranstaltete, daß demselben die Memoiren eines russischen Gesandten, der in Pekin gewesen war, zur

Durchsicht ausgehändigt würden. Diese Memoiren bestätigten alles, was man bis jetzt über die Möglichkeit eines Landweges nach China schon erforscht hatte, nur noch mehr.

Während Barnabas in Frankreich sich Empfehlungsschreiben vom Könige an den Czar ausgewirkt, allerlei mathematische Instrumente gekauft, und andere Kleinigkeiten der französischen Industrie, mit welcher man sich die Gunst der Tartaren-Chans erwerben konnte, und sich dann nach Danzig eingeschiffte, um sich mit Avril wieder zu vereinigen, hatte dieser auch einige gelehrte Jesuiten in Polen und Lithauen an sich gezogen, vom Könige von Polen ebenfalls Empfehlungsschreiben an den Czar von Moskau erhalten, wie auch ein Schreiben des Marquis Bethune an den moscovitischen Fürsten und Staatskanzler Gallitzin. So ausgerüstet hoffte man bei dem Hofe in Moskau die Erlaubniß zur Durchreise nach Sibirien zu erhalten, und selbst als Barnabas durch einen Schiffbruch bei Danzig sein Leben verloren hatte, wo nur dessen neuer Gefährte, der Pater Beauvollier gerettet wurde, — selbst dann wollte Avril mit seinen Gefährten nochmals nach Moskau.

In Grodnow angekommen, erfuhr man aber leider schon von den Deputirten Rußlands, welche zum Reichstage nach Polen gingen, daß man vielleicht eben so wenig durchkommen würde, wie das erste

Mal. Das Empfehlungsschreiben an den Fürsten Galitzin war indessen abgegangen, es blieb aber unbeantwortet. Daraus zog man den Schluß, daß die Deputirten wohl recht geweissaget hätten, und die Moscoviten auf einer Laune verharrten. Es mußten also andere Maaßregeln genommen werden.

Man wendete sich daher an den Grafen Syri, welcher als Gesandter des Königs von Polen nach Persien gehen sollte, und bat ihn, unsern Reisenden einen sicheren und leichten Weg bis in das Königreich der Usbeken, wo eigentlich die Tartarei anfängt, anzugeben, damit man dieß letztere Gebiet ganz kennen lernen könnte.

Der Graf Syri, ein sehr verdienstvoller Mann, reich an Sprachkenntnissen aller Art und an anderem Wissen, ein Freund der katholischen Kirche, der selbst schon Missionäre nach Schamaki und andern Orten befördert hatte, überhaupt ein vollkommener Christ war, und gerne die Religion sowohl, als die Wissenschaften beförderte, — dieser Mann wurde also ersucht, unsere Reisenden nach China zu befördern und mitzunehmen, und sich zu dem Behufe Briefe vom Hofe Frankreichs zu erbitten. Er schrieb auch sogleich deßhalb an den Pater La Chaise, damit dieser bei dem Könige von Frankreich ihm die nöthigen Briefe an den König von Persien, an den König der Usbeken, und an den Schach von China auswirke, auf deren Grund er unseren Plan unterstützen könnte.

Von Grodnow ging Avril zurück nach Warschau, um daselbst mit dem dort eingetroffenen Pater Beauvollier die Maaßregeln zu besprechen, welche zu nehmen wären, um mit dem Grafen Syri, dem der König von Frankreich gefällig gewesen war, abreisen zu können. Der Graf hatte seine Abreise auf die letzten Tage des Monates August festgesetzt, weil seine Instruktionen noch nicht bereit waren.

Man verband sich, außer den zwei Jesuiten, welche nach China mitgehen sollten, mit noch andern in Polen, um sie in Persien als Missionäre zu bestimmen. Der König von Polen und andere Große dieses Reichs, besonders der Graf Syri unterstützten die deßfalsigen Bemühungen Avrils und und Beauvolliers; besonders da zu derselben Zeit der Fürst von Iberien um einige Jesuiten schriftlich gebeten, damit sie in seinen Staaten thätig seyn möchten. Der Name dieses Fürsten war Archilles; er hatte, weil er vom Mahomedanismus zur christlichen Religion übergegangen war, von dem Schach von Persien und von dem Großherrn der Türken viel Anfechtungen gehabt. Er hatte aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit größerer Kraft gegen seine Feinde würde handeln können, wenn er die verschiedenen christlichen Sekten in seinem Lande, in Iberien und Mingrelien vereinigen könnte, und wandte sich deßhalb an den Patriarchen von Moskau um einige Missionäre. Als Archilles

aber hier, weil er den Patriarchen zu wenig kannte, eine Fehlbitte gethan, wendete er sich an die teutschen Jesuiten in Moskau, und durch diese erreichte er seinen Endzweck, weil sich diese für ihn in Polen verwendeten.

Im Anfange Septembers hatte der Graf Syri nun alles Nöthige erhalten, und mit ihm reiste man auch sogleich von Warschau ab, um sich nach Moskau zu begeben. An der Grenze von Lithauen vereinigten sich alle Jesuiten, die sich dieser Gesandtschaft anschließen mußten, nach Avrils und Beauvolliers Anordnungen. Der Graf Syri war selbst so gütig, einige Tage zu warten, bis alle beisammen waren. Einen krank gewordenen Vater mußten sie in Wilna zurücklassen, was man sehr bedauerte, da er unsern Reisenden als vortrefflicher Mathematiker die besten Dienste leisten konnte.

Während die übrigen mit dem Grafen langsam nach Moskau zogen, reiste Avril, um wenigstens die mathematischen Instrumente mitzunehmen, mit der Post nach Wilna. Allein als er ankam, war der Kranke gegen Erwarten wieder hergestellt, und hatte sich schon auf den Weg gemacht, um sich seinen Freunden möglichst bald anzuschließen. In Minsko, einer ansehnlichen Stadt im schwarzen Rußland, dreissig Meilen von Wilna, traf Avril mit demselben wieder zusammen. Nun durchwanderten beide die großen und weiten Wälder zwischen Minsko und

Cazin, welches die letzte polnische Stadt war, bei welcher ein Fluß die Gränze zwischen Rußland und Polen machte.

In diesen Waldungen sahen unsere Reisenden viele Bienen, die zu den Reichthümern von Lithauen gehören, auch viele Bären, welche denselben, wo sie wild im Walde bauen, stets den grausamsten Krieg erklären, und von ihrem Honig leben, mit dem Menschen aber ziemlich friedlich leben. Auch gab es viele Elendthiere und Füchse. Man findet in diesen Wäldern auch eine Wurzel, welche dieselbe Eigenschaften hat, wie das Opium; den Namen derselben nennt er uns nicht.

Von Cazin sendeten unsere Reisenden einen Eilboten an den Gouverneur von Smolensko, wie es der Graf Syri angeordnet hatte, um demselben ihre Ankunft zu melden, und ihn zu bitten, sich an die Versprechungen zu erinnern, welche er dem Gesandten gegeben hatte, von dem sie ein unvorhergesehener Zufall getrennt habe. Nach erhaltener Weisung vom Hofe zu Moskau antwortete der Gouverneur aber abschlägig, und unsere Reisenden sollten sonach nicht durchgelassen werden in das russische Gebiet.

Zum Glücke kam aber bald in Cazin ein polnischer Edelmann, Lazinski, an, der als Gesandter des Königs von Polen nach Moskau ging. Dieser erklärte unsere Väter für seine Kapläne, und machte

sich ein Vergnügen, sie auf diese Weise mit sich nach Moskau zu nehmen.

Dieses Verfahren verdroß den Hof von Moskau, und der Graf Syrt erhielt, als er sich zu Gunsten der Väter verwendete, sogleich den Befehl, unverzüglich Moskau zu verlassen. Die Jesuiten selbst erhielten den gemessenen Befehl des Czar, sich nicht auf die Protection dieser beiden polnischen Gesandten zu verlassen, und sich aus dem russischen Gebiete sogleich zurück zu ziehen, wenn sie keine Gewaltthätigkeiten erwarten wollten. Man wandte sich nun sogleich an den polnischen Residenten, ließ dem Czar die Briefe des Königs von Frankreich vorlegen, welche unsere Reisenden bei sich hatten, und erlangte für das Erste wenigstens eine Privat-Audienz, durch welche man das unsern Vätern angethanene Unrecht wieder etwas gut zu machen suchte, und die Versicherung einer baldigen und günstigen Antwort.

Man wartete fünfzehn Tage auf diese Antwort. Mittlerweile flüsterten der holländische und brandenburgische Gesandte allerlei unsern Reisenden Ungünstiges in die Ohren der Bojaren, und in die des Kaisers, weil sie ein für allemal die Jesuiten nicht leiden mochten. Der kurfürstlich-brandenburgische Gesandte war ein Calvinist, und dem zu Folge ein geschworener Feind aller Jesuiten. Dieser suchte ein Bündniß mit Moskau zum Schutze der Heirath der Prinzessin Ra zivil, die früher an den Prinzen

Jakob von Polen versprochen war, aber damals einem Grafen von Neuburg ihre Hand reichte, worüber der König von Polen so aufgebracht war, daß er die Besitzungen der Fürstin Radzivil in Lithauen einziehen ließ, um sich für den Wortbruch derselben schadlos zu halten. Was war nun natürlicher unter solchen Verhältnissen, als daß dieser Gesandte den König von Polen, wie er nur konnte, kränkte! Was also der König von Polen am russischen Hofe durchzusetzen bemüht war, das mußte alles der Erwartung desselben nicht entsprechen. Dieß war eine Ursache, warum man unseren Vätern so lange keine Antwort gab.

Zu dieser Ursache kam jedoch noch eine andere. Der Pater Beauvollier war früher als Avril mit dem Grafen Syri eingetroffen. Er lernte einen brabantischen jungen Edelmann dort kennen, welcher lutherischer Religion war. Dieser Edelmann, von Gemüth weich und gut, aber etwas leichtsinnig und rachedürstend, wenn ihn etwas kränkte, ermordete wegen eines Mädchens einen jungen Menschen, nicht gerade mit Vorsatz, sondern in der Hitze des Wortwechsels, den sie mit einander hatten. Er wurde zum Tode verurtheilt. Früher schon aber hatte Beauvollier denselben zu einem Proselyten gemacht, und dadurch das Uebelwollen des holländischen Gesandten erregt. Dieses wurde in Haß verwandelt, als Beauvollier am Tage der Hinrichtung des jungen Edel-

mannes noch, mit dem Crucifix in der Hand, sich durch das Volk in den Schlitten des Delinquenten drängte, um ihm den letzten Dienst der seligmachenden Kirche zu erweisen, und ihn zu bewegen, sein geändertes Glaubens-Bekenntniß in der Todesstunde öffentlich abzulegen. Dieser Vorfall, welcher die größte Sensation erregt hatte, diente dem holländischen Gesandten, und zugleich auch dem brandenburgischen, um alles Nachtheilige gegen die Jesuiten den Bojaren und dem Kaiser zu melden, und auf diese Weise es dahin zu bringen, daß man ihnen anfangs die Zeit lang machte auf eine Antwort in Betreff ihres Begehrens, zuletzt aber ihnen befahl, alsbald Moskau und die russischen Länder zu verlassen, und mit dem Gesandten, dem sie dahin gefolgt waren, wieder zurück zu kehren.

Nochmalige Bemühungen des Fürsten Gallitzin waren dieses Mal eben so fruchtlos, wie früher, und es blieb bei dem Beschlusse, den der Czar gefaßt hatte, unsere Väter nicht durch Sibirien wandern zu lassen, und nicht zu Moskau zu dulden. Sie reiseten daher mit dem polnischen Gesandten wieder nach Warschau zurück, wo sie einen neuen Beschützer fanden, der ihnen den Weg über Konstantinopel eröffnete.

Fünftes Buch.

Reise in die Moldau.

Die größten Schwierigkeiten hatten sich bis jetzt unsern Reisenden in den Weg gestellt, und sie verhindert, daß sie ihren Zweck nach Jahre langer Bemühung noch nicht erreichten. Dessen ungeachtet verzweifelten sie nicht; ihr Vertrauen auf Gott ließ ihren Muth nicht sinken. Sie hatten ja noch immer einen Weg übrig, auf welchem sie sich mit dem Grafen Syri wieder verbinden konnten. Sie durften nur über Konstantinopel nach Persien zu kommen suchen. Es war damals freilich Krieg zwischen den Christen und den Ungläubigen; allein so viel Unangenehmes auch für unsere Väter, wenn sie in diesen Ländern reisen wollten, entstehen konnte; sie gaben doch ihren Plan nicht auf.

Zu Warschau war noch der russische Gesandte Herowsky. An diesen wendeten sie sich um Pässe über Wien, Buda, und von da in die Länder des türkischen Großherrn. Politische Gründe bewogen aber den Gesandten, ihre Bitte abzuschlagen. Hierauf wendeten sich unsere Väter an den Groß-General von Polen, der ihnen schon früher Beweise seiner Gunst gegeben hatte. Er nahm sie auch dieses Mal mit besonderer Gunst auf, und versprach ihnen, sie nach Konstantinopel zu führen. „Folgen Sie, sagte er zu ihnen, mir zu Leopold, wir wo..en Maaßre-

geln nehmen, daß Sie die Reise, die Sie zur Ehre Gottes unternehmen wollen, wirklich ausführen können."

Kaum war man in dem Pallaste Leopold's angekommen, so wurden zwei Kuriere abgefertigt, der eine an den Hospodar der Moldau, der andere an den Pascha von Kaminiez, welche unsere Reisenden in der gefährlichen Zeit damals am meisten begünstigen konnten. Wohl versuchten Feinde unserer Väter nochmals, sie dem Groß-General von Polen zu verdächtigen; allein dieser Mann war zu fest in seinen Entschlüssen, als daß er hätte Gehör geben sollen. Die beiden Kuriere kamen zurück, und die Antworten des Hospodar's und des Pascha waren günstig. Hierauf rieth der Groß-General, den Weg durch die Moldau als den sichersten an, und dahin reisete man denn auch. Sie erhielten sicheres Geleite bis Konstantinopel, und der genannte Gönner unserer Väter, gab ihnen sogar einen seiner Leute zum Dolmetscher, und eine Bedeckung von dreißig Reitern, die unsere Reisenden nicht eher verlassen durften, als bis sie in die Hände des Hospodar's geliefert wären. Der Hospodar aber war des Groß-Generals besonders guter Freund.

Nachdem man einen Strich von Podolien und Pokutien durchzogen hatte, kam man endlich zu Jablonow an, also an die Gränze der Moldau. Ehe unsere Reisenden aber hieher gelangten, mußten

sie durch die berüchtigten Wälder der Bukowina ziehen, welche sich vierzig Meilen ausdehnen, und wo der Groß-General von Polen einige Jahre zuvor einen glänzenden Sieg über die Türken und Tartaren erfochten hatte, als sie unter der Anführung des Sultan Galga in Polen einfallen wollten.

Der Gang durch diese Waldungen war sehr beschwerlich. Die Wege waren schlecht, und oft sehr morastig; man glaubte oft nicht, daß man durch dieselben zum Ende des Forstes kommen würde.

Aus dem Walde heraus traten unsere Reisenden in die Ebenen der Moldau, wo sie einige Zeit mit Vergnügen fortzogen.

Die Moldau ist eine der schönsten und angenehmsten Provinzen Europa's. Dort sieht man große Ebenen von verschiedenen Strömen durchwässert, welche wohl die Landstriche zu den fruchtbarsten und reichsten machen wurden, wären sie nicht stets den Feindseligkeiten der Türken und Tartaren ausgesetzt.

Nachdem man die Ebene ohne ein Abentheuer durchzogen hatte, kam man nach Campolongo, wo man eine neue Bedeckung bis nach der Hauptstadt der Moldau erhielt, und nach Jassi. Die Reisenden wurden von dem Hospodar auf das freundlichste empfangen, in ein eigenes Haus gebracht, und fürstlich behandelt. Seine Gespräche mit ihnen waren außerordentlicher Ausdruck der wohlwollendesten Gesinnungen. Unsere Väter wußten anfangs dieses

Benehmen gar nicht zu deuten, da erst vor einigen Jahren zwischen diesem Hospodar und Polen der größte Hader Statt gefunden hatte, indem er sich der Krone Polen nicht unterwerfen wollte; doch merkten sie endlich soviel, daß der Hospodar unter der Maske ungeheuchelter Freundschaft den Plan einer Verschwörung gegen Polen zu verdecken bemüht war, um sich von dieser Krone unabhängig und zum Unterthan des Kaisers zu machen.

Acht Tage waren verlaufen, seit man in Jassi war. In der Zeit hatte der Hospodar die fernerhin nöthigen Pässe bei dem Seraskier des Großherrn ausgewirkt. Unter Begleitung reiste man sofort, nachdem man nicht versäumt hatte, dem Hospodar zu danken, von Jassi in vier Tagen nach Galatz, einer kleinen Stadt an der Donau. Dort fand man eine Barke bereit, die unsere Reisenden in das türkische Gebiet, welches nicht mehr als fünf Stunden entfernt war, übersetzte.

Nachdem man eine der Unwissenheit der Türken und der Bosheit einiger Renegaten verzeihliche Unannehmlichkeit in dem nahen türkischen Lager, wohin man kommen mußte, um an den Seraskier Briefe des Hospodars der Moldau abzugeben, überstanden hatte, setzten unsere Väter ihren Weg durch Romanien nach Kili, einer Stadt in Bessarabien fort, weil sie dort ein türkisches Fahrzeug, eine

Saigue*), antreffen konnten, welche nach Konstantinopel segelte.

Man kam an, und ward eingeschifft. Den nächsten Morgen sollte das Schiff abgehen. Man gewann die Mündung der Donau in kurzer Zeit, und der Wind war günstig. Den zweiten Tag trug ein Nordostwind in Bälde das Schiff in das schwarze Meer hinaus, ohne daß demselben von den Sandbänken in der Donau-Mündung ein Unfall geworden. Am dritten Tage gegen Abend entdeckte man mit großem Vergnügen die Küsten von Asien und den Kanal, welcher der Eingang zum Bosporus ist. Der Eintritt der Nacht nöthigte indessen die Reisenden, das Schiff unter einen andern Wind zu setzen, um nicht auf den Strand zu gerathen.

Mit dem Anbruche des andern Morgens gab man dem Schiff seine Richtung wieder, und lief dann bald glücklich in den Kanal ein. Man sah Konstantinopel, dessen Ansicht die schönste und bezauberndeste ist, die man sich nur denken kann. Im Hafen von Galata schiffte man sich aus, und unsere Reisenden begaben sich in das Haus der Jesuiten.

Hier erwartete man die Ankunft der Gesandten

---

*) Eine Saigue ist ein kleines türkisches Kaufmannsschiff.

des Königs von Frankreich an die Pforte, den Herrn von Chateauneuf, an welchen man wichtige Papiere von dem Groß-General von Polen abzugeben hatte, damit unseren Reisenden die Reise nach Persien erleichtert und gesichert werde.

Kaum hatte man erreicht, was man erreichen wollte, so ward Avril krank, und bekam zum dritten Male in einem Jahre das Blutspeien. Die Aerzte und die Jesuiten Galatas riethen ihm, nach Frankreich zurück zu kehren. Hiezu fand sich gerade eine schöne Gelegenheit. Die Gattin des verstorbenen Gesandten Frankreichs, Madame Girardin, war zu ihrer Abreise bereit. Auf ihrem Schiffe reisete Avril auch am 23. Oktober ab.

Man passirte die sieben Thürme gegen die Nacht hin mit gutem Nordwind, welcher das Schiff bald in das Meer di Marmora, und den nächsten Morgen frühzeitig in den Kanal von Gallipolis brachte. Hier segelte man zwischen der damals vor Anker liegenden Seemacht unter dem Donner der Kanonen, mit welchem man die Frau des Gesandten begrüßte, und war so bald durch die Dardanellen gelangt, wo die vier Schlösser, unbedeutende Forts, einander gegenüber liegen, und den Eingang vertheidigen.

Als man außer dem Kanal war, sah man die Insel Tenedos, mit der Hauptstadt gleiches Na-

mens, und ihr gegenüber das Gefilde von Troja. In kurzer Zeit sah man auch die Insel Metelino, und, als man während der Nacht den Golf passirt hatte, den andern Morgen die Insel Scios. Jetzt wurde der Wind ungünstig, und man war umsonst bemüht, den Kanal zwischen den Inseln Scios und Ipsera zu gewinnen; man mußte sich nach dem Hafen des h. Georg von Skirros wenden, an welchem ein Flecken gleiches Namens liegt. Hier schickte man den Kommissär des Schiffs an das Land, um mangelnde Provision zu besorgen. Einige Offiziere begleiteten ihn, um indessen das Vergnügen der Jagd zu genießen. Der Kommissär wurde unglücklicher Weise erschossen von einem Insulaner. Der Mörder ward indessen gefunden, und der Gerechtigkeit überliefert. Der Kommissär wurde am Meeresufer beerdigt, und dann ging das Schiff wieder unter Segel mit gutem Winde, welcher die Reisenden bald das Cap d'Or, und die Insel Argentiera entdecken ließ. Nachdem man auf der Rhede dieser Insel wegen der gefürchteten algierischen Flotte Erkundigungen eingezogen hatte, — es war damals noch nicht Friede zwischen Frankreich und Algier, — blieb man daselbst bis zum 2. November. Dann segelte man bei Coron an der venetianischen Flotte und an der Insel Sapienza vorüber, nach der Spitze von Sicilien. Den nächsten Morgen kam man an dem Cap

Passaro und an der Insel Malta vorbei, und am 14. November, durch einen ungünstigen Nordwestwind genöthigt, in dem Hafen von Portefarino vor Anker. Den 15. und 16. November mußte das Schiff hier, wo es gegen den Nordwest- und West-Wind sicher war, bleiben. Mittlerweile genoß man das Vergnügen der Jagd, zu welchem Endzwecke man an das Land ging.

Mit dem 19. November erhob sich ein Süd-West-Wind; man ging unter Segel, und setzte seine Fahrt nach Sardinien fort, an der Insel Guerita oder Fratelli vorüber. Wider eintretender Nord-West-Wind nöthigte die Reisenden an das Cap Pule, nachdem man einige Zeit das offene Meer gehalten halte. Am 20. war der Wind lange Zeit unbestimmt, doch wendete er sich endlich zur Gunst unserer Reisenden. Am 21. gewann man den Golf von Palma, und dort wartete man auf den nöthigen Ostwind. Er trat ein, und man fuhr glücklich die Inseln Sardinien und Corsica vorbei, und entdeckte bald die Gestade der Provence. Im Hafen von Toulon ging man glücklich am h. Andreastage vor Anker, nachdem man von Konstantinopel bis daher acht und dreißig Tage gebraucht hatte.

Hier endigt die Erzählung der Reisen Avril's, der mitten in seinen dankenswerthen Bemühungen um Ausbreitung der Religion Jesu wohl zu seinem eigenen großen Kummer oft gestört und gehemmt wurde, zuletzt aber seinen Plan, nach China vorzudringen, seiner Gesundheit wegen, ganz aufgeben, und seinen Gefährten überlassen mußte. Ob diese von Konstantinopel nach Persien vorgedrungen sind, das hat er uns nicht berichtet; aber ein seiner Reisebeschreibung angehängter Brief eines Missionärs aus Persien beweiset, daß den Jesuiten wirklich ihre Bemühungen, die Armenier von dem katholischen Stuhle bedingt abhängig zu machen, in Persien wenige Jahre nach Avril's Reise schöne Früchte gebracht haben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von d. Erfindung d. Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten

Bd.: 23. 1828

Nürnberg 1828

It.coll. 227 h-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466169-7